BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wötzel, Johann Karl,

Dr. J. C. Wötzel's Grundriß einer pragmatischen Geschichte der Declamation und der Musik, nach Schocher's Ideen ; hrsg. auf vielfältiges Verlangen wahrer Sachkenner, z. B. selbst des unsterblichen Schiller's und Reinhard's

Wien 1815

L.eleg.g. 440 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574889-3

L. eleg. g.
440
p

eleg. g. 440 φ

A

<36612409140011

<36612409140011

Bayer. Staatsbibliothek

Dr. J. C. Wötzel's

Grundriß

einer pragmatischen

Geschichte

der

Declamation und der Musik,

nach Schocher's Ideen.

Herausgegeben

auf vielfältiges Verlangen wahrer Sachkenner,
z. B. selbst des unsterblichen Schiller's
und Reinhard's.

Auf Kosten des Verfassers.

Wien, 1815.
Gedruckt bei Felix Stöckholzer v. Hirschfeld.

l. eleg. g. 440 p

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

B24

Sr. k. k. Hoheit,

dem Durchlauchtigsten

Herrn, Herrn

Rudolph,

Erzherzoge von Oesterreich,

k. k. Prinzen rc. rc. rc.,

als huldreichstem Protector aller schönen Künste
und Wissenschaften,

unterthänigst gewidmet

von dem Verfasser.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Durchlauchtigster Erzherzog, Gnädigster Prinz und Herr!

Eure k. k. Hoheit mögen huldreichst geruhen, diese Schrift als einen Beweis meiner grenzenlosen Verherung gegen Höchstdieselben gnädigst anzunehmen, zumal, da ich Eurer k. k. Hoheit meinen innigsten Dank für den gnädigsten Schutz, welchen Höchst Sie allen Künsten und Wissenschaften (z. B. selbst als höchster Protector des resp. musikalischen Vereins, welcher zur vereinigten Akademie schöner Künste heranreifen wird,) so huldreich angedeihen lassen, auf keine andere Art an den Tag legen kann. Mit diesem

innigsten Dankgefühle und dieser ungeheuchelten Verehrung gegen Höchstdieselben werde ich stets verbleiben und ersterben

Eurer k. k. Hoheit

Wien, am 3ten August 1814.

unterthänig gehorsamster Diener,
Dr. Joh. Carl Wötzel.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorrede.

So wie jede Geschichte irgend einer andern schönen und bildenden Kunst, oder Wissenschaft (z. B. der Sprachen, der Beredtsamkeit überhaupt, der Dichtkunst, Musik, Zeichenkunst u. s. w.) nicht allein nützlich, lehrreich, vortheilhaft, für das bessere Verstehen nöthig, sondern auch oft höchst interessant und angenehm unterhaltend ist, eben so muß auch der Nutzen, Vortheil, Werth und die zu dem bessern Verstehen der Kunst, oder Wissenschaft unentbehrliche Nothwendigkeit dieses Grundrisses einer Geschichte der Declamation von selbst einleuchten. Diese Geschichte erscheint nicht etwa, wie dieß bisher bei der Geschichte aller andern wissenschaftlich schönen und bildenden Künste der Fall war, erst lange nach ihrer Theorie, sondern vielmehr zugleich mit dem

allerersten Systeme der Declamation. Da nun vor dem Vorhandenseyn eines solchen Systems, oder auch nur irgend eines leidlichen Lehrbuchs, auch nicht einmal die Idee einer solchen Geschichte richtig gefaßt werden, noch weniger aber absichtlich gelieferte Beiträge zu dieser Geschichte existiren konnten; so mußte ich selbst den hiezu zweckdienlichen Weg zuerst aufsuchen, den entdeckten brechen und bahnend betreten, welches gewiß schwerer ist, als denselben nun weiter zu bahnen und zuverfolgen. Diese Geschichte enthält im Keime zugleich die Geschichte der Musik.

Daher hoffe ich auch, wahre Sachkenner werden diesen in seiner Art allerersten Versuch, den ich selbst unter den traurigsten häußlichen Umständen ohne nöthige Muse wagen und vollenden mußte, blos als solchen, mit unpartheiisch reiner Gerechtigkeitsliebe beurtheilen, in der festen Ueberzeugung, ihre freundschaftlich belehrenden Winke werde dankbar aufnehmen und zweckmäßig benutzen

Wien, im Juli 1814.

der Verfasser.

Inhalt
der Geschichte der Declamation und der Musik.

Seite.

Einleitung. Begriff, Unterschied, Hauptgegenstand oder Object, Stoff oder Materie, Quellen, Endzweck, Nutzen, Vortheil, Werth, unentbehrliche Nothwendigkeit und Eintheilung dieser Geschichte. . . . . 1.

Erstere Hauptepoche.

Alte Geschichte der Declamation von ihrem ersten Beginnen, Keimen, Grünen und Blühen an (vorzüglich unter den alten Griechen und Römern) bis zu ihrer völligen Blüthe, Reife, dann bis zu ihrem allmähligen Verblühen, Verwelken und Abfallen im Mittelalter. 5.

Erste Geschichtsperiode, von dem Ursprunge und Aufkeimen der Declamation bis zu ihrem Grünen. . . . . —

Zweite Geschichtsperiode der Declamation, von dem Grünen dieser schönen Kunst an bis zu ihrem allmähligen Aufblühen . . . . 44.

Dritte Geschichtsperiode der Declamation, von ihrem Aufblühen bis zu ihrer vollen Blüthe und Reife in Griechenland und Rom. . 72.

Hatten die alten Griechen und Römer eine feste Theorie der Declamation und konnten sie dergleichen wirklich besitzen? . . . . 106.

Seite.

Vierte Geschichtsperiode der alten Declamation, von ihrer Reife an bis zu ihrem Verwelken und Abfallen im Mittelalter. . . . . . 132.

Zweite Hauptepoche.

Geschichte der neuern Declamation, von ihrem ersten Wiederaufkeimen und Grünen an bis zu ihrem jetzigen Wiederaufblühen besonders unter den Teutschen . . . . 133.

Erste Periode. Von dem Wiedererwachen der Declamation bis zu ihrem Wiederausschlagen und Keimen zur Zeit der Kirchenverbesserung. . . . . 134.

Zweite Periode der neuern Declamationsgeschichte, von ihrem Keimen an bis auf ihr Grünen bei Schocher's Auftritte. . . . . 137.

Dritte Periode der Geschichte dieser schönen Kunst, von ihrem Grünen an bis zu ihrem Wiederaufblühen durch ihren großen schöpferischen Reformater und Wiederhersteller Schocher in unsern Zeiten. . . . . 142.

Declamation 1) der Teutschen,
— — 2) der Engländer, ... 165.
— — 3) der Franzosen, ... 166.
— — 4) der Italiener und aller übrigen wenigstens zum Theil gebildeten Völker. . . . . 168.

Beschluß. . . . . 170.

Einleitung.

§. 1.

Die Geschichte der Declamation ist eine (nach Grund und Folge, Ursachen und Wirkungen, mithin) pragmatisch glaubwürdig dargestellte Erzählung von dem natürlichen Ursprunge und weitern Fortgange, den veränderten Schicksalen, allmähligem Steigen und Fallen, den Aus- und Verbildungen, Verbesserungen und Verschlimmerungen der Declamation aller gebildeten Völker bis auf unsere jetzige Zeitperiode.

§. 2.

Durch diese eng begrenzte Begriffsbestimmung und Erklärung allein unterscheidet die Geschichte der äußern, mündlich und mimisch körperlichen Beredtsamkeit oder der Declamation sich nicht nur schon hinlänglich von der Geschichte aller übrigen schönen und bildend darstellenden Künste überhaupt, sondern auch namentlich von der Geschichte der ganzen innern Beredtsamkeit und Redekunst.

§. 3.

Ihr Hauptgegenstand betrifft demnach die verschiedentlich veränderten Schicksale der Declamation, wozu wir den historischen Stoff oder die Materie theils in Ansehung der alten Geschichte und der entfernten, wie der noch existirend gebildeten Völker, ebenfalls vorzüglich aus schriftlichen Quellen, theils in Ansehung der neuesten Geschichte entweder aus schriftlichen und mündlichen

Ueberlieferungen, oder aus eigener Erfahrung schöpfen und mit Hülfe der Vernunft pragmatisch (nach Ursache und Wirkung, Grund und Folge) bearbeiten müssen. Diese historisch schriftlichen Quellen sind zugleich in dem Systeme der Declamation mit angegeben.

§. 4.

Der Hauptzweck dieser Geschichte der Declamation ist demnach charakteristisch treu darzustellende pragmatische Schilderung des (aus allen bisherigen Veränderungen oder Schicksalen der Declamation hervorgegangenen) jetzigen allgemeinen Zustandes dieser schönen Kunst und der richtigen Angabe theils der noch zweckmäßig zu betreibenden Ausbildung der Declamation, theils der Art dieser noch zu leistenden Cultur derselben, doch jeder dieser Angaben blos im Allgemeinen. Denn die besondere Angabe des Zustandes der ganzen Sprache, Sprech- und Leseart, der innern und äußern Beredtsamkeit, der für Declamation zweckdienlichen, oder zweckwidrigen Anstalten jedes Landes und Volkes, ist blos das Resultat auch dieser allgemeinen Geschichte der Declamation. Dieses Resultat habe ich, gleich dem in seiner Art ähnlichen Resultate z. B. der politischen Geschichte und Geographie überhaupt, unter dem Namen einer declamatorisch-charakteristischen Statistik und Physiognomik aller gebildeten Staaten und Völker ohne alles Politik- und Religionswidrige, besonders bearbeitet, zugleich herausgegeben.

§. 5.

Der große Nutzen und Vortheil auch dieser Geschichte, ihre Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit leuchten von selbst einem jeden ein, welcher bedenkt, daß sie 1) uns die ganze Declamation besser verstehen, anwenden und ausüben lehrt, 2) die ganze Declamation von

einer neuen, höchst interessant unterhaltenden Seite zum Nutzen und Vergnügen darstellt, 3) aber auch zeigt, was oder wieviel etwa noch zu thun sey und wie es geleistet werden müsse, um den großen, erhabenen, unendlich vortheilhaften Endzweck aller Redekunst und Beredtsamkeit überhaupt und der äußern ins besondere vollkommen glücklich zu erreichen, nämlich mit vollkommener Deutlichkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit jede Wahrheit angenehm, leicht und schön vorzutragen, uns dadurch deutlich zu belehren, uns zu nützen, uns zu rühren und zu vergnügen, kurz, angenehm unterhaltend zu belehren, uns die Gedanken und Empfindungen aller Art auf die vollkommen deutlichste, wahreste, angenehmste und wirksamste oder zweckmäßig schönste Weise wechselseitig mitzutheilen, zu erkennen zu geben, zu erforschen und zu beschleunigen, hiedurch aber uns zu allem Guten, Großen und Edlen, Schönen und Erhabenen fähig zu machen, zu dessen Realisirung anzuspornen, ja selbst zur ausdauernden Geduld, zur festen Entschlossenheit, zur rastlos nützlichen Thätigkeit, Treue und Vaterlandsliebe, zu dem vernünftigen Glauben an eine allgütige Vorsehung, zum kindlichen Hoffen und Vertrauen auf dieselbe aufzumuntern, endlich uns nöthigen Falls selbst zum muthvollen tapfern Kampfe für das Vaterland auf dem blutigen Schlachtfelde zu entflammen und zum glorreichen Siege, oder Todte für das Beste unaufhaltsam, gleich einem gewaltig herabstürzenden Bergstrome, mit sich fortzureißen! — 4) Gegenwärtige Geschichte der Declamation gewährt auch dadurch noch einen sehr großen Nutzen und ein vielseitig interessantes Vergnügen, daß sie uns des verewigten guten Schocher's wahren Geist näher kennen lernt und deutlich zeigt: durch welche Veranlassung dieser verdienstvolle Ehrenmann ge-

rade den zweckmäßigsten Weg zu einer gründlich wahren und schönen Declamation entdeckt, denselben eingeschlagen, gebahnt und weiter verfolgt, was Schocher eigentlich geleistet und wie er es dargestellt habe? Dadurch wird nun jeder Leser zugleich in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, was in dem ganzen Systeme etwa mir allein, hingegen was Schochern und andern Schriftstellern hierüber eigenthümlich angehöre.

§. 6.

Die Geschichte der Declamation läßt sich ebenfalls eintheilen in zwei Hauptepochen, in die alte und neue Geschichte.

§. 7.

Die erstere Hauptepoche, welche von den allerersten Veranlassungen zur Declamation, von ihren wirkenden Ursachen, folglich von ihrem herbeigeführten Ursprunge und erstem, beginnenden Aufkeimen anhebt und bis zu ihren weitern Fortschritten, zum Grünen, Blühen, Reifen und Fruchttragen dieser schönen Kunst (unter Griechen und Römern), endlich bis zu ihrem Verblühen und Abfallen mehrere Jahrhunderte hindurch bis zu dem sogenannten Mittelalter herabgehet, enthält daher folgende vier Geschichtsperioden unter sich, 1) von dem beginnenden Aufkeimen dieser schönen Kunst bis zu ihrem Grünen, 2) von da bis zu ihrem Aufblühen, 3) von ihrer vollen Blüthe bis zu ihrer Reife unter Griechen und Römern, 4) von da bis zu ihrem allmähligen Verwelken und Abfallen.

§. 8.

Die zweite Hauptepoche dieser Geschichte der neuern Declamation hingegen, welche von dem wiederkehrenden Ausschlagen dieser schönen Kunst im Mittelalter bis zu

ihrem Grünen (während der Kirchenformation) und ihrem Wiederaufblühen durch ihren Reformator Schocher zu Ende des 18ten und zu Anfange des 19ten Jahrhunderts reicht, faßt nur folgende drei Perioden unter sich: 1) von dem Wiedererwachen der Declamation aus ihrem langen Todtesschlafe während des Mittelalters bis auf die Kirchenreformation, 2) von da bis auf Schocher, als den Reformator und eigentlichen schöpferischen Urheber oder Erfinder der neuen, systematisch gründlichen Declamation, 3) von Schocher und dem Wiederaufblühen dieser herrlich schönen Kunst an bis auf unsere Tage zu Anfange des ersten Viertels des 19ten Jahrhunderts.

Erstere Hauptepoche
der Geschichte aller Declamation.

Alte Geschichte derselben
von ihrem Beginnen bis zu ihrem Verschwinden gegen das Mittelalter.

Erste Geschichtsperiode.
Von dem Aufkeimen dieser schönen Kunst bis zu ihrem Grünen.

§. 9.

Es war dem Menschen von jeher natürlich, seine Vorstellungen, Empfindungen, Gemüthsbewegungen, Begierden und Leidenschaften durch Töne und Geberden auszu-

drücken, welches dem einen mehr, dem andern weniger vollkommen gelang, weil der letztere weniger Anlage dazu besaß. Da nun auf blos sinnliche Menschen alles Aeußere sehr stark wirkt; so fand der von Natur beredte Mann, welcher eine helle Stimme und angenehme Aussprache bei der Naturanlage zur Declamation und Action besaß, sehr bald großen Beifall und konnte mehr, als ein anderer wirken. Die ersten blosen Naturmenschen drückten daher, auch in diesem noch ganz rohen Naturstande ihre Empfindungen und Gefühle, Begierden, Wünsche, Bedürfnisse und Leidenschaften theils nur durch Töne der innern Empfindungen, der Gefühle und Leidenschaften, theils durch Geberden, (Mienen und Gesticulationen oder körperliche Bewegungen,) als äußere Zeichen der innern Rührungen und Gemüthsstimmungen oder ihrer Seelenzustände, aus, wie dieß noch jetzt bei ganz rohen im Naturzustande lebenden Nationen und Völkerschaften, ja selbst bei noch ganz zarten, neugebornen Kindern in den beiden ersten Lebensjahren geschieht. Dieß mußte daher auch derselbe Fall bei den allerersten Völkerschaften und dem Urstammvolke des Menschengeschlechts seyn, dessen Empfindungs-, Gefühls- und Begehrungsvermögen, folglich auch seine Empfindungskraft von jeher, weit früher erwachte, als seine Denkkraft und sein ganzes Denkvermögen, mithin sein Gefühl und Herz eher, als sein Verstand und Kopf, wie wir dieß auch noch jetzt bei allen ganz rohen Völkerschaften und neugebornen Kindern finden. Die Tonsprache und die mimische oder Geberdensprache der Empfindungen, der Gefühle und Leidenschaften, kurz die tönend mimische Empfindungs- und Gefühls-Sprache war demnach von jeher die allererste laute und sichtbare Sprache der Menschen im Naturzustande, wie sie es noch

jetzt bei wilden Naturvölkern, bei neugebornen Kindern und selbst bei vollkommenern (der Laute, Töne und Geberden fähigen) Thieren ist, weil auch im Menschen die Empfindungs- und Gefühlskraft weit früher, als die Vorstellungs- und Denkkraft, von jeher erwachte und noch jetzt bei zarten Kindern denselben stufenweisen Naturgang beobachtet.

§. 10.

Diese allererste hörbare und mündliche Tonsprache der zuerst erwachten Empfindungen und Gefühle, Begierden, innern Regungen, Gemüthszustände und Leidenschaften erfolgte anfänglich, wie bei zarten Kindern, oft ohne, späterhin aber in Verbindung mit der sichtbaren Geberdensprache. Beide Bezeichnungs- oder Ausdrucks- und Mittheilungsarten des Innern jedes Menschen und jedes ihrer fähigen Thieres machten daher die wahre allererste Ursprache des früheſten Menschengeschlechtes aus. Denn auch die allerersten Menschen dieses Planeten konnten, gleich den Thieren und neugebornen Kindern, anfangs (vor der Erfindung und allmähligen Erlernung der einfachsten Wort- oder Ideen- und Verstandessprache) ihren innern Gemüthszustand des Herzens und des Geistes, der Empfindungen und der Gefühle, der Vorstellungen, Gedanken, Begriffe und Entschlüsse, nur durch einfache, kunstlose, aber wahre, unverstellte und ungeheuchelte Töne und Laute der Stimme mit, oder ohne Geberdensprache bezeichnen, ausdrücken und deutlich gemacht einander mittheilen.

§. 11.

Daher ist aber auch diese höchst einfache, natürliche Ton- und Geberdensprache der allererste, unmittelbar natürlichste, reinste, unverfälschteste oder ungeheucheltste, kunstloseste, unwillkührlichste, mithin wahreste, zuverläßigste

und allgemein (selbst Thieren und noch zarten Kindern) verständlichste Ausdruck unseres Inneren, folglich die in ihrer Art vollkommen wahreste Bezeichnungs- und Mittheilungsart des menschlichen Herzens und Geistes, so daß diese lebendige Natursprache selbst von den ihrer mächtigen Thieren und Kindern nicht allein verstanden, sondern auch von ihnen, als nächstes und natürlich einfachstes, bestes Mittel zur Bezeichnung und Mittheilung ihrer Gemüthszustände, gebraucht wird.

§. 12.

Doch auch die früheſten auf Erden lebenden Menschen mußten, wie unsere heran wachsenden Kinder, nach erwachter Denkkraft, die Unzulänglichkeit ihrer noch höchst einfachen und armen Ton- und Geberdensprache zur deutlichen Ausdrückung oder Bezeichnung und Mittheilung ihres Innern sehr bald erkennen, folglich (gleich den zarten Kindern) sich genöthigt sehen, auch noch eine höchst einfache Wortsprache zur nothdürftigen Bezeichnung und Mittheilung ihrer Vorstellungen, Gedanken und Begriffe, so wie ihrer Empfindungen, Gefühle, Begierden, Wünsche, Leidenschaften, Maximen und Entschlüsse überhaupt, zu bilden, schöpferisch zu erfinden und sich anzueignen oder zu eigen zu machen.

§. 13.

Sprache überhaupt ist daher die Ausdrucks- oder Bezeichnungs- und Mittheilungsart des Innern jedes sprachfähigen Wesens irgend einer Art, folglich die unmittelbare, oder mittelbare Darstellungsweise der innern Thätigkeiten und der Gemüthszustände. Diese Bezeichnungs- und Mittheilungsart erfolgte nun von jeher entweder 1) durch die natürliche Tonsprache der Empfindungen und der Gefühle ganz allein, oder 2) durch natürliche Geberdensprache an-

fangs ebenfalls entweder allein, oder in wechselseitiger Verbindung mit der Tonsprache und diese wiederum mit der Geberdensprache (wie noch jetzt bei wilden Naturmenschen, Thieren und zarten Kindern,) vor Erfindung der Wortsprache, 3) endlich durch die dem auf Erden lebenden Menschen allein eigenthümliche Wortsprache entweder ohne, oder mit der natürlichen Ton- und Geberdensprache *).

§. 14.

Diese gewiß noch höchst einfache, natürliche, kunstlose und eingeschränkte, arme Wortsprache, welche kaum der völlig kunstlosen Wortsprache unserer kleinen noch lallenden Kinder in ihren ersten Lebensjahren gleichen mochte, wurde nun mit und ohne die natürliche Ton- und Geberdensprache durch jede folgende Generation des Menschengeschlechts allmählig erweitert, vermehrt, an Worten und Redensarten bereichert, geschmeidiger und vielfältiger ausgebildet. Sie blieb auch blos noch laute und mündliche Wortsprache bis nach Erfindung und Einführung der Schreibekunst.

§. 15.

Bis dahin redeten also die Naturmenschen die Empfin-

---

*) Es versteht sich von selbst, daß die übrigen, blos bildlich sogenannten lauten und stummen Sprach- und Bezeichnungsarten, z. B. der Zeichenkunst und der Malerei, der Bildhauerei, der Bau-, Tanz- und Gartenkunst, oder der übrigen bildend darstellenden Künste, hieher eben so wenig gehören, als die musikalischtönende Empfindungs- und Gefühlssprache mit und ohne Text, obgleich der vollkommene Declamator alle diese Ausdrucksarten ebenfalls kennen und mit seiner dreifachen Declamationssprache vergleichen muß, um ihr Gemeinschaftliches und Unterscheidendes genau zu erforschen und weislich zu benutzen, wie ich in dem Systeme der Declamation §. 8—16. zeige.

dungs- und Gefühlssprache, folglich die natürliche Ton- und Geberdensprache entweder anfänglich ohne, oder hernach mit der erfundenen höchst einfachen Wortsprache, so daß die verschiedenen Töne, Geberden und Worte blos aus der Verschiedenheit der menschlichen Gemüthsbewegungen natürlich floßen, wie wir dieß noch jezt bei allen wilden Völkerschaften und Stämmen finden, auch bei noch unverdorbenen zarten Kindern bemerken. So wie die Natur überall die einzige erste Führerin ungebildeter Nationen von jeher war und es noch jezt bei ihnen, wie bei Kindern, ist, eben so war sie es auch von jeher und so ist sie es geblieben in der Sprache. Die Veränderungen der Stimme und ihre verschiedenen Bewegungen, deren sich solche Nationen in ihrer Wortsprache mit der Geberdensprache bedienten und noch bedienen, waren und sind geblieben die reinen Natur-Aus- und Abdrücke ihrer Gemüthszustände, wovon die menschliche Natur jedem einen gewissen Stimmton und Geberdenausdruck verliehen hat. In jedem ruhigen Gemüthszustande waren von jeher, wie noch jezt, alle Stimmtöne und Geberden den jedesmaligen (ruhigen und heitern, oder trüben und stürmischen) Seelenzuständen und Gemüthsstimmungen oder innern Bewegungen und Rührungen völlig angemessen, folglich wenig verschieden, nicht sehr mannichfaltig, sondern die Worte wurden noch in jedem ruhigen Gemüthszustande oft eintönig entweder ohne alle, oder mit wenigen ruhigen Geberden hingesprochen. Bei unruhigen und thätigen Seelenzuständen und aufgeregten Gemüthsstimmungen aber brachen (wie noch jezt erfolgt) von jeher die Naturstimmtöne und Geberden dieser innern Zustände und Stimmungen ganz unwillkührlich mit Gewalt hervor, als untrüglich festgesezte Naturzeichen, welche daher allen Menschen und selbst auch den Thieren verständlich sind.

§. 16.

Diese natürlich kunstlose Mittheilungsart unsers Innern der Empfindungen und der Gefühle war auch von jeher für das gesellschaftliche Leben weit wichtiger, als der blos kalte Wortvortrag unserer Gedanken. Daher überließ die Natur diese Sprache der Empfindungen und Gefühle vermittelst der Stimmtöne und der Geberden nicht etwa, wie die Ideen- oder Verstandes- und Wortsprache, unserer blosen Willkühr, sondern verlieh sie vielmehr dem ganzen Thierreiche, (an dessen Spitze der Mensch steht, welches ebenfalls seine Gefühle durch passende Naturtöne und Geberden z. B. der Freude, oder der Traurigkeit, der Liebe und des Zornes durchgehends ausdrückt,) so nothwendig und unabänderlich, damit die Gefühle aller belebten Natur des ganzen Thierreichs durch keine menschliche Künstelei verkrüppelt, sondern vielmehr ganz passend, kunst- und prunklos, wahr und schön ausgedrückt werden, folglich zur Theilnahme hinreißen können, zumal da die Empfindungen und Gefühle aller Art sich nicht so leicht, als die Gedanken, willkührlich unterdrücken und verfälscht oder verbergend ausdrücken lassen, sondern sich vielmehr oft mit einer solchen überwältigenden Macht und Stärke äußern, daß selbst der mächtigste Regent auf dem glänzendsten Throne, wie der geringste, armseligste Bettler, bei dem überwältigenden Gefühle der Freude, oder des Schmerzes, des Entzückens, oder des Schreckens und des Entsetzens lachen, oder weinen, jammern, schluchzen und wehklagen muß. *)

---

*) Freilich war von jeher (wie noch jetzt) des gebildeten Menschen Freuden- und Trauerton, gleich den dafür von Natur fest bestimmten Geberdenzei-

§. 17.

Einen so wichtigen Punkt der Gefühle, welcher zur Wohlfahrt jedes Menschen so höchst wesentlich nothwendig ist, vertraute daher auch die Natur nicht etwa blos einem Sinne (dem Gehöre für die Ton- und mündliche Wortsprache) ganz allein zur Mittheilung für andere Personen an, sondern machte auch die Geberdensprache für das Auge eben sowohl sicht- und zum Theil zugleich für das Ohr hörbar, als dieselbe die mündliche Ton- und Wortsprache blos für das Ohr allein hörbar einrichtete, damit der Mensch bei dem Verluste des einen, oder des andern dieser beiden Sinne nicht ganz des Gebrauchs seiner edlern Fähigkeiten und deren mitzutheilenden Bezeichnung beraubt werden möchte.

§. 18.

So wie nun die menschliche Natur z. B. den Leidenschaften zu ihrer äußerlichen Hörbarmachung eigenthümliche Töne der Stimme gab, eben so verlieh sie ihnen auch für ihre vorzüglich dem Auge sichtbare Darstellungen eigen-

---

chen, auch gemäßigter, als bei ungebildeten, oder noch ganz rohen Menschen, deren Töne und Geberden der Leidenschaften aber gewöhnlich dennoch einen Grad edler sind, als bei blosen Thieren, weil die menschliche Sprache vermöge unserer zugleich vernünftigen Natur auch wieder unendlich bedeutender ist, als die ganz einfache Natursprache der blosen Thiere. Denn es giebt keinen Zustand des Geistes und Herzens, kein Spiel der Einbildungskraft, keine Rührung, Empfindung, Leidenschaft und Gemüthsstimmung, für welche nicht zu ihrer ausdrucksvoll bezeichneten Mittheilungsart ein eigen passender Ton- und Geberdenausdruck in uns, dem Grade des jedesmaligen Gefühls völlig angemessen, läge.

thümliche Geberden (Mienen und Gesticulationen oder äußerlich sichtbare Körperbewegungen, Stellungen und Richtungen oder Haltungen). Während demnach die natürlichen Gefühlstöne die eigentlich laute Stimmsprache des Menschen von jeher waren und es noch sind, machten die natürlichen Geberden, als äußerlich sichtbare Zeichen der Gefühle und Leidenschaften, die sichtbar stumme Natursprache des ganzen vollkommenern Thierreiches aus, folglich die natürlichsten Schriftzüge, so daß diese allgemein verständliche Naturschriftsprache des ganzen vollkommenern Thierreichs, gleich der natürlichen Tonsprache der thierischen und menschlichen Stimme, ganz unverkennbare Spuren ihres göttlichen Urhebers an sich trägt und ihrem Urbilde, nach welchem diese Sprache Thieren und Menschen ganz allein anerschaffen worden ist, auch genau entspricht. Daher ist aber auch diese natürliche Ton- und Schriftsprache ohne Fleiß und Mühe dennoch allgemein verständlich und lesbar, weil sie in sich selbst das kraftvolle Vermögen besitzt, ähnliche Gefühle und Gemüthsbewegungen auch in Zuhörern und Zuschauern hervorzuzaubern, während die späterhin durch Menschen allein künstlich erfundene mündliche und schriftliche Wortsprache ohne alle Verwandtschaft mit ihrem Urbilde (der Empfindungston- und Geberdensprache) nur nach langer mühevoller Uebung von jeher verstanden werden und aus eigener innerer Kraft keine Rührung bewirken konnte.

§. 19.

Diese Geberdensprache der menschlichen Natur war von jeher und ist noch jetzt daher auch eben so reich und ausdrucksvoll, als ihre mündliche Tonsprache. Denn so wie jede Leidenschaft ihren eigenthümlichen Ton der Stimme hat, eben so besitzt sie auch ihren eigenen Blick und ihre

eigene Geberde überhaupt, so daß beide Bezeichnungsarten die verschiedenen Grade der Leidenschaften auf das genaueste ausdrücken können. Denn da beide aus der Berührung einer Hauptsaite (des innern Gefühls) entspringen; so müssen sie auch im vollkommenen Einklange mit einander stehen und daher nicht nur in gleichem Grade nachdrucksvoll, sondern auch reich seyn. So wie nun die menschliche Stimme mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Tönen von jeher begabt war und noch ist, welche der unendlichen Menge von Gemüthsbewegungen entsprechen, eben so sind auch die Stellungen und Bewegungen der Glieder des menschlichen Körpers einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Veränderungen fähig, die nun den Tönen und Gemüthsrührungen, aus welchen Geberden und Gefühlstöne der Stimme entspringen, in gleichem Grade entsprechen, wozu die ganze Einrichtung des menschlich belebten Körpers und jedes Organ desselben das Seinige treulich beiträgt. Denn selbst Blut, Muskeln, Nerven und Lebensgeister sind dabei in voller Thätigkeit, um die Gemüthsbewegungen ausdrücken zu helfen; auch die Ausdehnung und Zusammenziehung der festen Theile, welche sich bei der Ausführung einer mühevollen Handlung, oder bei dem zaghaften Zittern u. dgl. zeigt, wovon das Hervorströmen, oder Zurückdrängen des Blutes und aller flüssigen Theile bei dem Erröthen des Erblaßten deutliche Beweise sind, bleiben nicht müßig. *)

---

*) Unter allen äußern Organen besitzt bekanntlich vorzüglich das Auge (als Fenster des Herzens) nicht nur die größte Mannichfaltigkeit, sondern auch den stärksten und bestimmtesten Ausdruck der innern Gefühle und des Charakters. So ist das Auge z. B. bei

§. 20.

Da nun diese beiden Natursprachen der Gefühlstöne und der Geberden nicht nur dem Grade der Reichhaltigkeit und der Stärke nach, einander gleichkommen, sondern auch mit einander übereinstimmen; so findet zwischen ihnen blos derjenige Unterschied Statt, welcher aus der Ver-

---

der Wuth entflammt, bei der Furcht matt, bei dem Kummer trübe und bei der Freude funkelnd ꝛc. So erblickt man auch in dem Auge z. B. Bescheidenheit, Demuth und Hochmuth, Mitleid und Grausamkeit, Haß und Liebe, Zorn und Rache, Freude, Schmerz und Traurigkeit, Ueberlegung, Zerstreuung u. s. w. Selbst alle Bewegungen der Einbildungskraft und alle Nüanzen des Lächerlichen lassen sich nach Garrick's Beispiele ausdrücken, welcher seiner Augensprache so viel zu verdanken hatte, daß er ihre Kraft, ihren Reichthum und Umfang deutlich darstellte. Mit der Leidenschaft des Schmerzes verknüpfte also die Natur einen stärkern Ausdruck, als mit jeder andern, nämlich Thränen, welche unter allen äußern Zeichen von jeher am nachdrücklichsten wirkten. Dieses deutliche Zeichen des Schmerzes (die Thräne) wurde demnach mit der Natur des Menschen (des Sohnes der Sorge und des Bewohners des Thales der Leiden!) weislich verbunden, um das beladene Herz zu erleichtern, das Mitleid anderer desto stärker zur Theilnahme zu erregen und sein Elend zu mildern. So träufelten stets die Thränen dem Verwundeten heilenden Balsam in die Wunden; sie verschaffen ihm solche Linderung und Theilnahme, daß Thränen die Kraft und starke Gewalt aller Sprachen weit überwiegen und daher oft mehr beredtern Nachdruck besitzen, als alle übrige Geberden-, Ton- und Wortsprache zusammen. Von dieser Beschaffenheit mochten auch die köstlichen Thränentropfen seyn, welche Milton's Eva entfielen und von Adam hinweg geküßt wurden:

schiedenheit ihrer Organe (der Stimme der Tonsprache und des ganzen Körpers für die Geberden) entspringt, wodurch beide verschieden ausgedrückt werden.

„Holde Zeichen einer süßen Reue,
„Einer zärtlichen Furcht, ihn, ihn beleidigt zu haben!“

Von derselben Beschaffenheit waren wohl auch in Dryden's schöner Schilderung Siegmund's Thränen, welche er an Ginskardo's Busen weinte:

„Sie sprach — bis an den Rand von Thränen, wartete
„Das Auge nur auf ihren Wink,
„Den Thränenstrom zu weinen;
„Jetzt öffnet' es den Quell
„Und goß mit Macht herab,
„Gleich tief gesenkten Wolken,
„Den sanften Regenschauer,
„In feierlichem, stummen Gram',
„Frei von dem weiblichen Getöse,
„Das alle Majestät der Traurigkeit zerstört! —
„Sie sank an seine Brust
„Und ihre Thränen schienen
„Ihr Haupt von seinen Lasten zu befreien.
„Oft drückte sie den Mund
„Auf dieses kalte Herz,
„Küßt' es und weinte laut!“

Diese große Macht des Thränenausdrucks rührte daher den Menschen stets selbst bei den der Thränen fähigen Thieren unter allen übrigen am meisten. Deswegen übersah' auch der große Maler der thierischen und menschlichen Natur — Shakesspear in seiner Schilderung des verwundeten Hirsches, der am Fluße aus Schmerz stille stand, keineswegs den Ausdruck der Thränen, wenn er sagte:

„Ein dicker, runder Tropfen (von Thränen) nach dem andern rollte seine unschuldige Nase herab! —“

§. 21.

§. 21.

Durch diese Geberdenschriftsprache gab die Natur von jeher allen Leidenschaften zwar sehr bestimmte und kräftige Merkmale; sie beobachtete aber in Ansehung der sichtbaren Zeichen aller Aeußerungen und Rührungen edler Leidenschaften des Menschen auch dasselbe Gesetz, wie bei den Gefühlstönen. Zu beiden verlieh sie dem Menschen die Mittel mit gleicher Freigebigkeit, überließ es aber der menschlichen Erfindungskraft und Sorgfalt, von diesen Mitteln den zweckmäßigen Gebrauch zu machen und sie gehörig anzuwenden.

§. 22.

Da nun jede innere Rührung und Gemüthsveränderung sich vorzüglich durch Augen und Hände zu erkennen giebt, indem man z. B. mit der Hand fordern, versprechen, bejahen, verneinen, abschlagen, gewähren, verlangen, bitten, Freude, Kummer und Leid, Furcht, Reue, Bekenntniß und Abscheu, Liebe, Zorn und Haß, Mitleid und Bewunderung, Hochachtung, Geringschätzung u. dgl. deutlich bezeichnet ausdrücken kann; so suchte man auch schon sehr frühzeitig die theils in den Tönen, theils in dieser sichtbaren Geberdenschriftsprache erworbene Geschicklichkeit, (welche sich in den Gesichtszügen und in den übrigen Gliedern des menschlichen Körpers zeigt), selbst ohne fremde Beihülfe zu jedem Zwecke der gesellschaftlichen Mittheilung, wofür sie stets allein bestimmt war, für sich allein so hinreichend auszubilden, daß sie in später Folgezeit z. B. unter den Griechen und Römern sogar zur Pantomime empor wuchs, welche auch selbst die Taubstummen von jeher verstanden.

§. 23.

Man bemerkte daher sehr bald, daß der Ton- und Geberdenausdruck mit dem Ausdrucke der Pausen überall in genauer und angemessener Verbindung mit den Gemüthsstimmungen und Bewegungen stehen müsse, ohne weder in Eintönigkeit, noch in übertriebene Ton- und Geberdenabwechselung zu verfallen. Aus dieser Ton- und Geberdensprache konnte man ohne Mühe und Fleiß den Inhalt der Seele lesen, deren Zustände, Bewegungen und Thätigkeiten nicht mannichfaltiger sind, als die Töne der Stimme und die Geberden des Menschen, weil von Natur jede Geistesbewegung ihren besondern Ton, Blick und Schritt, ihre besondere Stellung und Geberde überhaupt, folglich jede Gemüthsbewegung ihren äußern Charakter, ihr ganz unverkennbar äußeres Zeichen und Merkmal des Körpers besitzt, wodurch sich der menschliche Geist so deutlich ausdrückt, daß man stets in der Miene lesen und in dem Tone des Sprechenden hören konnte, was in seiner Seele vorgieng. Der ganze Körper des Menschen, alle seine Töne, Blicke, Bewegungen und Stellungen erklangen schon von jeher sehr bald, von den Gemüthsbewegungen angeschlagen, wie die Nerven berührter Saiten. Man bemerkte nun leicht, daß nur einer solchen Harmonie des ganzen Menschen, wo jede Muskel gleichsam ihren Ton anschlägt, welcher in das Ganze der Rede verhallet und seinen Antheil zu ihrer Melodie liefert, die volle Wirkung entschweben könne. Deswegen fieng man auch sehr frühzeitig an, den menschlichen Körper nicht etwa als eine blos leere und unbedeutende Hülle des menschlichen Geistes anzusehen, sondern ihn vielmehr als dessen Dolmetscher, durch den sich der menschliche Geist ausdrücken könne, folglich als dessen

Spiegel zu betrachten, welcher die aufrichtige Seele in allen ihren Zügen (von dem größten bis zu dem kleinsten) gelegentlich darzustellen vermag.

§. 24.

Also vorzüglich nur in den durch die menschliche Stimme hörbaren Tönen der Gefühle und der Leidenschaften aller Art, begleitet von angemessenen Pausen und Geberden, lag von je her alle Wahrheit, Verständlichkeit, wirksame Rührung, Belehrung, Grazie und individualisirende Schönheit selbst der Wortsprache. Denn nur die innere Empfindung und Wahrheit der Rede sprach stets zu dem menschlichen Verstande und Herzen in angemessenen Tönen, Pausen und Geberden, in welchen auch (als in der einzig wahren natürlichen Ursprache des ganzen Menschengeschlechts) alle Sympathie so unverkennbar liegt, daß z. B. ein Ton und Geberdenausdruck der Freude, oder der Traurigkeit sogleich in ein anderes (zum harmonischen Einklange gestimmtes) Herz hallet, weil das Gefühl sich selbst augenblicklich versteht und sich gegenseitig einander anschlagend auch antwortet. Daher vermochte selbst die Stimme der Thiere, ihr Freuden- und Klaggeschrei, wie ihre Geberde, das menschliche Mitgefühl zur Theilnahme eben sowohl aufzurufen, als sie die menschlichen Töne und Geberden der Empfindungen stets so genau verstanden, daß zum Beispiel Pferde und Hunde aus dem Tone ihres Herrn hörten und aus seiner Miene lasen, ob er mit ihnen zufrieden sey, oder auf sie zürne ꝛc. Daher rührte immer die Stimme des guten Menschen die Herzen seiner Mitmenschen fühlbar, welche, von gleicher Empfindung berührt, nun auch in denselben Tönen einem andern sympathetisch entgegen hallt. Also nur dem reinen, nicht dem heuchlerischen Herzen antwortete von jeher ein Echo anderer Herzen! —

§. 25.

Die Stimmtöne der Empfindungen und Rührungen jeder Art verhauchten sich zwar von jeher zum Theil in den Lauten und gaben jedem Worte den Einklang mit des Sprechenden Gemüthsstimmung; sie schwebten aber auch noch nachtönend über die ganze Rede ausgegossen dahin, z. B. bei allen sanft hauchenden Gefühlen der Empfindungen der Liebe, der Sanftmuth, der Weh- und Schwermuth. In jeder Empfindung quoll der aus dem vollen Herzen kommende Tonhauch über die Worte und Laute der Rede hervor; allein die schnelle Aufeinanderfolge der Laute überzischte und überrasselte den Tonhauch in heftigen Leidenschaften.

§. 26.

Doch nur in einem unwillkührlichen Aufschrei und Ausrufe, Seufzer, Ächzen und Tone der Freude, oder der Traurigkeit, des angenehmen, oder widrigen Gefühls, wodurch unsere Rede bisweilen unterbrochen wird, hören wir noch die Gefühlstöne unserer Wortsprache ganz rein, in denen schon der erste Mensch auf Erden seine Entzückungen und Empfindungen verhauchte, wobei die Gefühlstöne einsam aus dem vollen Herzen so lange forthallten, bis zu ihnen, nächst den Geberden, sich nun auch die Wort- oder Verstandessprache allmählig gesellte, welche mit den Gefühlen auch die Gedanken ausdrückend mittheilen half.

§. 27.

Jeder Hauch eines Gedankens und Gefühls, ertönend aus dem Herzen auf den Stimmsaiten der menschlichen Kehle, ist als sein inneres Wesen, Geist und Charakter zu betrachten, dessen Urstoff sich in den ersten Gefühlselementen oder Ausrufungen aller Wortsprache noch jetzt am deutlichsten verräth, z. B. 1) in den Ausrufungen des Schreckens und des Schauderns: „ha!" — „hu! hu! —" 2) des

Bewunderns: „o! ei!“—, 3) des Seufzens: „ach! ach!“ —, 4) der Wehmuth, des sanften Gefallens und des tiefen Schmerzes, der Zufriedenheit, Freude :c. Alle diese einfachen Empfindungs- und Gefühlstöne breiten sich aber bei dem fortdauernden Gefühle weiter aus und werden nun z. B. wiederholtes Ächzen, Schluchzen und Winzeln, oder Jauchzen der Freude und dergleichen, wozu auch alle schmeichelhaften Töne, Geberden, Bitten und Liebkosungen der Kinder sich frühzeitig gesellten.

§. 28.

Noch andere Töne mit ihren entsprechenden Geberden drückten stets die Gefühle des Verstandes und der verschiedenen Launen deutlich aus, z. B. vorzüglich bei lebhaften Personen 1) im zufriedenen Bejahen und Billigen durch ihr lautes: „Ja! ja!“—, 2) bei dem Auffinden einer Vorstellung, welche eine vorher unbegreifliche Sache erklärt, durch das lebhafte: „ha! haa!“— „nun seh' ich's wohl!“—, 3) bei Erfüllung einer voraus gesehenen Begebenheit durch das laute: „o ja! das konnte nicht anders seyn, nicht anders kommen; es mußte so erfolgen!“—, 4) bei der überlegenden Verwunderung über eine wider Vermuthen anders erfolgte Sache durch ein: „hm! das hätt' ich nicht gedacht, geglaubt, vermuthet!“—, 5) in gewissen Verneinungen: „Ih, das hat nichts auf sich, nichts zu sagen, zu bedeuten!“—, 6) bei dem leichten Verweise und ironischen Spotte: „Ih, „sieh' einmal! der tausend! das ist doch artig, prächtig, herr„lich :c.“ In diesen und allen ähnlichen Stimmworten liegt also eine Ankündigung alles Folgenden, welches nun einmal in dieser angegebenen Tonart fortklingt und sich daher mit den folgenden Worten obiger Art so verbindet, daß es einen Ton 1) der Ideen, 2) der Laune, 3) der Gefühle und Leidenschaften giebt.

§. 29.

Doch die blos trockenen, kalten Worte ohne Empfindungstöne und Geberden bezeichneten auch immer nur sehr schwach die Ideen und Empfindungen, während die Töne und Geberden des vollen und zumal des reinen Herzens bei Mittheilung des Innern nicht nur den jedesmaligen Geistes- und Gemüthszustand fühlend ahnen ließen, in welchem Gedanken und Empfindungen entsprangen und gedeiheten, sondern den Zuhörer oft auch selbst auf die verborgene Absicht, auf Zweck und Ziel derselben sogar z. B. in der Ironie hinleiteten, wo doch bekanntlich eine Disharmonie zwischen Gedanken, Gefühlen und Worten zu herrschen, wo folglich der Stimmton mit der Geberde die wahren Gedanken, Gesinnungen und Empfindungen des Redenden zu verstecken und verbergend zu verläugnen scheint, wo demnach die Lippen oft bejahen, was doch das Herz mit dem Verstande entweder verneint, oder umgekehrt. Allein auch hiebei lag immer (wie noch jetzt) die Absicht zum Grunde, das Gegentheil der blosen Worte desto deutlicher contrastiren zu lassen. Daher war man stets schon im täglichen Leben gewohnt, aus der Ton- und Geberdensprache des Redenden auf seine wahre Meinung und Absicht zurückzuschließen.

§. 30.

Nach dem Ton- und Geberdenausdrucke berechnete man deswegen auch den Grad des Beifalls und zutrauungsvollen Glaubens, oder auch dessen Verweigerung und des Misfallens. Man mochte daher jemanden entweder noch so schmeichelhafte Dinge und Worte, oder noch so große Verwünschungen und schreckliche Drohungen vorsagen, er schenkte ihnen doch so lange weder Beifall, noch Glauben und Vertrauen, bis man die Höflichkeits-

versicherungen, oder Drohungen auch durch den wahren Ton- und Geberdenausdruck unterstützte. Denn bis dahin ersterben alle Worte in unserm Ohre und nöthigen uns entweder zum Lächeln, oder sie empören uns, oder gelangen gar nicht zu unserm Herzen. Wir bekommen hingegen allen Respect und Glauben, wenn jemand seine Worte mit angemessenen Tönen und Geberden ausdrückt. Demnach spricht nur das wahre Gefühl in passenden Tönen und Geberden zu dem Herzen, in welchem alle Töne und Geberden auch ohne Worte dennoch Gefühle erregen und oft (zumal mit den Thränen) beredter seyn können, als alle Worte, gleich den musikalischen Zaubertönen, welchen die Worte zur blosen Unterlage der auszudrückenden Gefühle dienen.

§. 31.

Man fand sehr bald, daß es eine dreifache Tonart gebe, nämlich 1) den Ton der Ideen zur Hervorbringung der Worte, als ihrer Zeichen, 2) den Ton der Laune und deren Anwendung, 3) die Tonart der Gefühle und der Leidenschaften (§. 28.). Diese Entdeckung führte zu der Ueberzeugung, daß die menschliche Kehle und Stimme eine unabsehbare Menge von Tönen, selbst für die kleinsten Nüancen der Gemüthsstimmungen und der abwechselnden Bewegungen aller Ideen und Gefühle besitze, folglich auch eine Menge schattirender Farbentöne, deren veränderliche Natur von Körper und Geist herrühre.

§. 32.

Denn man bemerkte, daß 1) in Ansehung des Körpers z. B. jede Entkräftung einen schwachen, absterbenden Ton, hingegen die schnell abwechselnde Bewegung, wie Laufen und Rennen, einen kurzen Ton und Athem habe, während Weinen und Schluchzen die Stimmtöne verdunkele,

2) daß hingegen der Seeleneinfluß auf die Muskeln der menschlichen Stimme nach einer unwillkührlichen Aehnlichkeit und der Theilnahme des Körpers an dem jedesmaligen Gemüthszustande so erfolge, daß z. B. erhabene Gegenstände und Gedanken von denselben auch unsere Stimme erheben, während Sanftmuth, Zärtlichkeit und Bitten sanfte Töne besitzen, der Zorn aber kurze und rauhe, starke, die Zufriedenheit hingegen ruhige, indeß die Freude in ihren rosenfarbigen Ideen mit leichtem Fuße nach schnellem Pulsschlage dahin hüpfe.

§. 33.

Man sahe nun bald ein, daß jede Abwechselung der Ideen und Empfindungen auch den Ton oft selbst unter dem Einflusse dunkler Ideen und Empfindungen verändern könne, weil die Seele bald mehr leidend, bald mehr selbstthätig sey und die Stimme hier frei lenke, z. B. dieselbe nach dem Grade der Entfernung von Personen, denen man nach- oder zurufen wolle, lauter mache, so auch bei Anreden an abwesende Personen und Dinge, oder bei Anführung fremder Worte und redend eingeführter Personen, wobei der Ton seine Feierlichkeit von dem Gemüthszustande erhalte, dessen Ideen sich durch den starren, unverwandt gehefteten oder gespannten Blick äußern, während die Seele entweder vor sich, oder zu jemanden im Vertrauen, oder bei Nachahmung einer schwachen Stimme nur in leisen Tönen, heimlich, bei Seite rede ꝛc. Hiebei wirkten alle diese Ursachen stets mehr, oder weniger vereint und gaben der Stimme oft einen gemischten Ton. So erhält z. B. die um Hülfe rufende Angst ihren lauten Ton von der absichtlichen Ursache, Rettung herbei zu ziehen, indeß den eigentlichen Ton des Angstgeschreies auch die innere Beklemmung und

zitternde Furcht, welche ihn durch die gepreßte Kehle drängt, ebenfalls bilden hilft ꝛc.

§. 34.

Diese emphatische oder nachdrucksvolle Empfindungssprache, verbunden mit der Wort- oder Verstandes- und Ideensprache, drückte daher 1) als Gedankensprache alle Vorstellungen und alle Gedanken des menschlichen Geistes durch Worte, als deren Zeichen, aus, 2) als Empfindungs- und Gefühlssprache aber alle Geistesthätigkeiten bei der Ordnung, Verbindung, Trennung und Wiedervereinigung der Gedanken in den Sätzen, folglich alle seine Wirkungen von den heftigsten Stürmen der Leidenschaft an bis zu den (aus dem Spiele des Verstandes und der witzigen Einbildungskraft entspringenden) sanften Gefühlen herab durch Ton- und Geberdensprache der Empfindungen, der Gefühle und der Leidenschaften.

§. 35.

Während nun die Ideen- und Gedankensprache von jeher in sofern willkührlich war, als ihre Worte mit der durch dieselben angedeuteten Sache in wenig, oder oft in gar keinem natürlichen Zusammenhange standen, sondern späterhin oft nur von der willkührlichen Uebereinkunft der gesellschaftlichen Menschen abhiengen, war die emphatische oder natürliche Empfindungssprache keineswegs der menschlichen Willkühr überlassen, sondern vielmehr von Natur schon dafür gesorgt, sie zu dem Gebrauche des Menschen zu bilden, jeder Empfindung und Gemüthsbewegung passende Töne und Geberden zu geben, welche ganz unwillkührlich hervorbrechen und in den Gemüthern anderer hörender Personen, welche mit jenen unwillkührlichen Gefühlszeichen (Tönen und Geberden) harmonisch gestimmt sind, dieselben Gefühle hervorzaubern.

Sobald aber der Mensch diese Töne und Geberden unterdrückte und dafür künstliche wählte, verdarb er seine natürliche Empfindungssprache und vernichtete ihren Zweck. Denn die blos zum Einklange mit solchen Naturtönen und Geberden gestimmten Saiten des menschlichen Gemüths konnten den künstlichen Zeichen dafür nie entsprechend antworten, weil die letztern selbst in ihrer größten Vollkommenheit dennoch ohne eigentliche Bedeutung und vorzüglich dem Auge, wie dem Ohre, so lange unangenehm bleiben mußten, bis sie erst auf ein musikalisches Verhältniß zurückgeführt wurden.

§. 36.

Die von dem blosen Wortklange, als Gedankenzeichen, gar sehr verschiedenen Töne und Geberden der Empfindungen waren als wirkliche Natursprache von jeher selbst oft den Taubstummen eben so verständlich, als den Thieren, eben weil diese Natursprache unmittelbare Zeichen der Gemüthsbewegungen, der Rührungen und der innern Stimmung enthält, während die Worte, als blose Zeichen für diese Töne und Geberden, auch nur einen Theil der menschlichen Sprache ausmachen. So sind z. B. die Worte: Zorn, Haß, Rache, Freude, Traurigkeit rc. blose Symbole von Ideen dieser Gemüthszustände, welche daher auch nur durch natürliche angemessene Töne und Geberden unmittelbar ausgedrückt werden können. Herrschten in der Seele des Menschen blose Ideen und würde derselbe nur von Vernunft instinctartig geleitet; so reichten auch die conventionellen Worte, welche blos auf die Bezeichnung der Ideen beschränket sind, zu deren Andeutung völlig hin und wären diesem Zwecke vollkommen angemessen.

§. 37.

Da nun aber in dem Menschen, als einem vernünftig empfindenden und zugleich denkenden Wesen, außer seinen Vorstellungen und Gedanken, auch noch Empfindungen, Gefühle und Leidenschaften erfolgen; so können alle diese Gemüthsbewegungen und Geistesthätigkeiten andern Personen nur durch passende Gefühlstöne hörbar und durch Geberden sichtbar hinlänglich mitgetheilt werden, welches aber durch alle Worte allein unmöglich ist, weil sie blose Namen unserer Begriffe von solchen Gefühlen sind. Durch diese Namen (Zorn, Haß, Furcht, Freude rc.) können wir nun diese Gefühle unterscheiden und ihre Beschaffenheiten eben so ruhig betrachten, wie andere, die mit keinen Gemüthsrührungen in Verbindung stehen. Solche Namen der Gefühle und Leidenschaften sind daher weder diese Gemüthszustände selbst, noch können sie für sich allein die letztern werden, uns weder freudig, noch zornig, traurig, mitleidig u. dgl. machen, folglich uns weder überzeugen, noch rühren und bewegen, selbst wenn uns jemand mit ruhiger Miene und im ruhigen Tone mit den stärksten und deutlichsten Worten versicherte: „Ich empfinde alle Quaalen der Hölle! — Gewiß war noch niemand von Kummer, Gram und Sorgen, von Schmerz, Elend und Verzweiflung so sehr überwältigt, als ich es jetzt bin, wo mein Zorn auf den höchsten Gipfel der Wuth gestiegen ist und ich, der Mäßigung unmächtig, euch daher rathen muß zur schleunigsten Flucht; sonst werde ich euch alle in Stücke zerreissen!" —

Wir werden diesen schrecklichen Drohungen bei ruhiger Miene und im ruhigem Tone doch so lange weder Glauben, noch Vertrauen schenken, als bis er diese an sich todten Wortzeichen der Rührungen auch mit passenden Tönen und

Geberden, als lebendigen Zeichen der Leidenschaften, begleitet; dann aber bekommen wir allen Respect und trauen schwerlich länger.

§. 38.

Auf solche und ähnliche Art überzeugte man sich von der großen Verschiedenheit und Unabhängigkeit der Empfindungs- und Gefühlssprache von der blosen Wortsprache zur Bezeichnung aller Vorstellungen, Gedanken, Begriffe und Entschlüsse. Man erkannte, daß eben deswegen diese unentbehrliche Natursprache nicht, wie die Wortsprache, der menschlichen Willkühr und Erfindungskraft überlassen worden, sondern in die Menschennatur tief eingeprägt und daß es für die ganze menschliche Gesellschaft höchst nothwendig sey, wenigstens die Sprache der thierischen (zur menschlichen Selbsterhaltung unentbehrlichen) Leidenschaften des Menschen mit unabänderlicher Bestimmtheit an sich klar, deutlich und für Menschen, wie für Thiere, allgemein verständlich zu erhalten, während die Erhöhung und Übung aller Geisteskräfte bis zu einem hohen Grade auch in der künstlich erfundenen Wortsprache von jeher nur das Loos weniger Menschen seyn konnte, indeß der ungleich größere Theil des Menschengeschlechts nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse erwerben und darauf alle Zeit verwenden mußte.

§. 39.

Für die große Volksmenge war es auch stets nöthig, weniger zu wissen, als zu empfinden und zu fühlen, um für alle Zustände ihrer Mitmenschen (und selbst der Thiere) eine wechselseitige Sympathie hegen zu können. Daher wurden auch alle Rührungen und Gefühle des Menschen selbst durch gewisse Naturmerkmale so unverkennbar deutlich ausgezeichnet, daß sie niemals misverstanden wer-

den konnten, weil diese Natursprache den Stempel ihres göttlichen Ursprungs, oder allmächtigen Künstlers stets unverkennbar an sich trug, völlig unähnlich dem armen Stümperwerke der Menschen, da diese Natursprache nicht nur ohne Zeit, Fleiß und Mühe von Menschen, wie von Thieren, verstanden, sondern auch von beiden zur Ausdrückung ihrer Gefühle gebraucht werden und in ihnen ähnliche Rührungen hervorzaubern kann.

So waren z. B. die Töne und Geberden der Freude und der Traurigkeit, der Fröhlichkeit und der Betrübniß, der Furcht und der Liebe, der Angst, des Hasses und des Zornes, des Mitleids u. dgl. bei allen Nationen (wie bei vollkommenern Thieren) stets dieselben und konnten daher auch in ihnen selbst dann noch Rührungen erwecken, wenn sie in einer fremden Sprache ausgedrückt wurden, weil dergleichen Gefühlstöne und Geberden auch ohne alle Wortbegleitung, gleich den allmächtig wirksamen musikalischen Zaubertönen, dieselben Wirkungen hervorbringen können.

§. 40.

Ob nun aber gleich diese Töne und Geberden gewöhnlich im Reden (und späterhin auch, wie bei uns im Lesen) von Worten begleitet wurden, damit der Verstand zugleich durch Mittheilung der durch sie erregten Gedanken die Ursachen solcher Rührungen einsehen konnte; so lag doch immer die ganze Kraft (Energie), auch in andern Personen ähnliche Gefühle zu erwecken, in diesen Tönen und Geberden der Leidenschaften, in deren oft hochgestiegener Macht die Worte den unarticulirten Gefühlstönen Platz machen mußten. So waren immer z. B. Seufzen und Zischeln bei der Liebe, hingegen Schluchzen, Stöhnen und Aechzen bei dem Schmerze, in der Wuth aber halb-

erstickte Töne, endlich heftiges Schreien bei großem Schrecken und Schmerze die einzige hör- und sichtbare Sprache, welche aber mehr Kraft besitzt, Sympathie zu erwecken als alle Worte der menschlichen Sprachfähigkeit.

§. 41.

Vermöge dieser auch über das ganze Thierreich verbreiteten Natursprache der Gefühle drückten von jeher die nicht ganz stummen und der Geberden fähigen Thiere ihre Gefühle ebenfalls durch solche Gefühlstöne und Geberden aus, welche nun nicht blos bei Menschen, sondern selbst auch in andern Thieren ihrer Gattung, bei Vernehmung derselben, ähnliche Rührungen bewirkten, weil die Gesichts- und Gehörwerkzeuge ihrer Gattungsverwandten selbst von der Hand der Natur mit diesen Tönen und Geberden gleichlautend gestimmt worden wären *).

*) Indeß scheint jede Thiergattung (wie jede Menschennation) ihre eigene Natursprache zu haben, welche von den übrigen Thiergattungen selten, oft aber gar nicht verstanden und empfunden wird. Denn z. B. das Blöcken der Kuh und das Brüllen des Stieres rührt eben so wenig das Lamm, als das Blöcken des Schaafes das Kalb zu rühren vermag. Während das Wiehern der Stute die Aufmerksamkeit aller Pferde so sehr erregt, daß sie nach dem Orte des Schalles hin begierig sehen, erheben hiebei Kühe und Schaafe nicht einmal ihren Kopf von dem Boden, sondern grasen ungerührt in Ruhe fort. Indeß das Brüllen des Löwen den ganzen Wald zittern macht, ist dasselbe in den Ohren der jungen Löwen die süsseste Musik. Die Gehör- und Gesichtsnerven jeder Thiergattung sind daher im Ganzen nur für die Töne und Geberden ihrer Gattung am meisten empfänglich, mithin so eingerichtet, daß sie nur von solchen Tönen und Geberden gerührt werden,

§. 42.

Da nun der Mensch alle thierischen Leidenschaften zugleich besitzt; so war seine Gefühlssprache stets so sehr die ausdrucksvolleste, daß z. B. das Brüllen des Löwen weder schrecklicher war, als die Stimme des wüthend ergrimmten Menschen, noch das Girren der Tauben sanfter, als das Locken des liebenden Menschen, während das Krähen des wachsamen Haushahnes weder so hell und fröhlich, als des Menschen Freudenton, noch das melancholische Seufzen der Turteltaube so klagend erschien, als die Stimme des menschlichen Schmerzes ꝛc. Die menschlichen Gehörwerkzeuge waren demnach stets so eingerichtet, daß für sie keine Art von Leidenschaftstönen gleichgültig blieb, sondern daß sie vielmehr von allen entweder Vergnügen, oder Schmerz empfiengen, angenehm, oder widrig gerührt wurden, je nachdem der Mensch hiedurch entweder Sympathie, oder Antipathie empfand. Zwar wurde auch er immer am meisten durch solche Töne der

---

welche mit den beiden Hauptzwecken ihres Daseyns (mit der Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geschlechts) in engster Verbindung stehen und oft schwächern Thieren zur Warnung dienen, sich vor den mächtigern zu verbergen, oder durch die Flucht zu retten. Alle übrigen Töne und Geberden (außer denen, welche Sympathie, oder Antipathie erwecken), sind den andern Thiergattungen gleichgültig, weil sie Sympathie blos für ihre Gattung, hingegen Antipathie für ihre natürlich feindseligen Vernichter hegen. Die Töne und Geberden, welche daher Sympathie erregen, sind für sie harmonische, die Antipathie aber erweckenden disharmonische, welche durch die von ihnen hervorgebrachten unangenehmen Empfindungen unmittelbar anreitzen, dem Feinde zu entfliehen, oder sich vor ihm zu verbergen, indem z. B.

Thiere gerührt, deren Stimme eine Aehnlichkeit mit der menschlichen besaß, z. B. die Stimme der von Hunden gehetzten Kälber, der Schaafe, Haasen, Hirsche u. dgl.; dennoch aber verstand der Mensch von jeher auch die Töne und Geberden anderer Thiere nach allen ihren Rührungen und Leidenschaften. Diese besondere Fähigkeit, alle Thiersprachen verstehen zu lernen, wurde dem Menschen, als Herrn der Thierwelt, auch nöthig, um ihren Kummer und Schmerz lindern, ihre Bedürfnisse befriedigen zu können. Daher äußern auch die Töne und Geberden vorzüglich aller Hausthiere, wodurch sie Freude, Bedürfnisse und Schmerzen zu erkennen geben, eine wunderbare

Macht

---

das Bellen der Hunde den Haasen vor Gefahr warnet, das Brüllen des Tiegers und des Löwen aber viele andere Thiergattungen, oder das Heulen der Wölfe ganze Heerden beunruhigt ꝛc. Die Literatur über die Thiersprache findet man in dem dritten und vierten Bande meines Systems der Anthropologie. Leipzig. 1803—4. Die verschiedenen Thiergattungen gleichen demnach den verschiedenen Nationen des Menschengeschlechts mit verschiedenen Sprachen, welche wenig, oder oft gar nichts in Worten mit einander gemein haben, so daß jede Nation oft nur ihre eigene Sprache am besten versteht, von den übrigen Sprachen der Feinde aber, mit denen sie im Kriege lebt, oft nur so viel, als zu ihrer Selbsterhaltung unumgänglich nöthig ist. So wie nun die verschiedenen Gemüthsbewegungen der verschiedenen Thiergattungen nach ihren mannichfaltigen Naturen von einander sehr abweichen; eben so besitzen sie auch eine große Mannichfaltigkeit von Tönen und Geberden der Gefühle, von dem schrecklichen Brüllen des Löwen und des wilden Stieres an bis auf das sanfte Blöcken des Lammes und das Schnurren der Katze.

Macht über das menschliche Herz und fordern es mechanisch auf zur theilnehmenden Hülfe.

§. 43.

Die Kräfte der menschlichen Stimme waren deswegen auch stets den großen Fähigkeiten des menschlichen Gehörs nach dem Grade und Umfange so genau angemessen, daß der Mensch nicht nur alle Thiersprachen verstehen, sondern sich ihnen auch verständlich machen lernen konnte. Das Pferd freuet sich eben so sehr, als der Hund, über die Stimme seines Herrn, wenn er beide lobt; sie zittern aber bei seinem Schelten auf sie. Daher die schmeichelnden Liebkosungen des treuen Haushundes, wenn ihn sein Herr lobend streichelt; hingegen welche Furcht, wenn er in Scheltworten, oder drohenden Geberden auf ihn los bricht!

§. 44.

Der Mensch mußte deswegen auch in diesem Puncte mit einer so großen Kraft der Geberden und Gefühlstöne seiner Stimme, mit welcher der Fuhrmann sein Gespann und der Hirt seine Heerden leitet, selbst im thierischen Naturzustande ausgerüstet werden, weil seine Natur ein Inbegriff der ganzen Thierwelt ist, deren wildeste Töne und Macht nicht die menschliche Stimme übertrifft, indem z. B. das Schreien einer Menschenmenge selbst ganze Heerden der wildesten, reissendsten Thiere zur Flucht zwingen kann, obgleich solche Thiere des Donners Krachen ohne Rührung hören können. Daher mußte man immer in dem Menschen alle Rührungen und Gefühle der Thierwelt antreffen, weil er deren oberstes Glied als ihr Regent ist und deswegen ebenfalls alle Rührungszeichen besitzen mußte, um fähig zu seyn, gegen seine Mitmenschen das geselligste, liebreichste und zärtlichste Wesen unter

allen zu seyn, aber auch ein größerer Feind zu werden, größern Haß und Abscheu gegen sie zu hegen und zu erregen, als die wildesten Thiere, welche von einander natürlich geschworne Feinde sind. Deswegen wurde dem Menschen auch wiederum die natürliche Sprache der Sympathie und der Antipathie in einem höheren Grade zum Theil, als den Thieren, obgleich diese Natursprache weder Studium, noch Zeit und Mühe, noch Kunst und Nachahmung erfordert, sondern in die angemessensten Töne, Laute und Geberden unwillkührlich ausbricht, welche jedes lebende Wesen der vollkommenern Thierwelt versteht und empfindet.

§. 45.

Während demnach die Thiere auch in Ansehung der Töne und Geberden aus der Hand der Natur vollendet hervorgehen mußten, weil sie sich weder so sehr und so leicht, wie der Mensch, vervollkommnen, noch durch Fleiß und Mühe in ihrer natürlichen Bildung so große Abänderungen bewirken können, da ihre Fähigkeiten nach unwandelbaren Naturgesetzen mit ihrem Körper zu- und abnehmen, welche daher auch eben so wenig ohne ihr Zuthun, als die Pflanzenvegetation ohne eigene Kraft, hervorgebracht werden, verfuhr die Natur bei dem Menschen, als erstem Gliede der Thierwelt und als edelstem Wesen derselben, mit noch größerer Vorsicht und theilte ihm jede (der Größe seines Ranges angemessene) Fähigkeit und unter andern auch die mit, sich selbst auch in dieser Gefühlssprache zu vervollkommnen. Denn da der Mensch, als oberstes Wesen in der Kette der Thiergattungen, auch das Band zwischen ihnen und der höhern Geistesnatur bildet, folglich die Natur beider Wesenarten umfaßt; so mußten ihm auch noch andere Gesetze und Fähigkeiten verliehen werden, welche zu seinem edlern,

geistigen Zwecke gehören und sich selbst entwickeln müssen, wovon man in der blosen Thierwelt keine Spur findet, so daß der große Unterschied zwischen Menschen und Thieren in die Augen springend, die Grenzen beider Welten bezeichnet und daher zuerst dieser ist, daß der Mensch durch Fleiß die Vervollkommnung seiner ganzen Natur selbst zu befördern vermag. Nur die edlern Eigenschaften seiner thierischen Natur, welche zur Beförderung der möglichsten Vollkommenheit seiner Geistesnatur ganz unentbehrlich nothwendig waren, konnte er immer durch angestrengte Bemühungen erhöhen, während hingegen alle zum blosen Thierleben nöthigen Organe und Kräfte seines Körpers, von der Hand der Natur geleitet, von selbst zur Vollkommenheit allmählig heranwachsen, indeß die Organe und Kräfte der Seele, erforderlich zum vernünftigen Leben, noch jetzt im Anfange blose Embryonen sind, welche nur durch eigene Mühe und fremde Hülfe zur gehörigen Entwickelung und Reife gelangen können.

§. 46.

Hieraus floß für den Menschen die Nothwendigkeit des geselligen Lebens zur Entwickelung und Anwendung seiner edlern Geisteskräfte, zu welchem Zwecke er eben die Sprachfähigkeit erhielt, um durch dieselbe eine Gemeinschaft auch mit andern vernünftigen Wesen seiner Art auf die leichteste Weise anknüpfen zu können. Daher mußte der Mensch außer seiner natürlichen Gefühlssprache sich durch seine angeborne Sprachfähigkeit auch die Wortsprache selbst erfindend ausbilden und sich hierdurch eigenen Werth erwerben. Der Unterschied zwischen der natürlichen und künstlichen Sprache lag von jeher darin, daß die Gefühlssprache blos durch sich selbst ohne alle fremde Beihülfe in allen sprachfähigen Thieren und Menschen ähnliche Rührungen unmit-

telbar hervorzaubern, allgemein gefühlt und ohne Mühe verstanden werden kann, während die aus den Rührungen und Aeußerungen unserer edlern Fähigkeiten entspringenden Töne und Geberden zwar auch ein Gefühl erregen, welches aber noch sehr unbestimmt ist und den Gemüthsbewegungen des Redenden blos dann entspricht, wenn es von den Worten (als Ideenzeichen) begleitet wird, welche erst jene Gemüthsbewegungen erwecken. Sind nun gewisse Töne und Geberden für gewisse Ausdrucksarten der Gefühle bestimmt und durch allgemeinen Sprachgebrauch festgesetzt; so werden auch solche Töne und Geberden, welche mit aller Empfindung eben so wenig in Verbindung stehen, als die Worte mit den Vorstellungen und Gedanken, dennoch durch eine solche Vergesellschaftung eben so verständlich und rührend, als die Gefühlstöne und Geberden, welche mit den Leidenschaften in unmittelbarer Verbindung stehen und einen solchen Theil der menschlichen Sprache überhaupt ausmachen, daß bei dem Gebrauche dieser Ausdrücke ohne passende Töne und Geberden die erstern nie den vollen Wortsinn darstellen können.

§. 47.

Während demnach die Worte, als Typen und als Ideen- oder Verstandessprache, blos auf diese Sphäre von jeher eingeschränkt waren, ohne die Stelle der Töne und Geberden aller Gefühle jemals ersetzen zu können, hielten sich stets die Töne und Geberden, als Typen und als Sprache der Gefühle, nicht blos innerhalb dieser ihnen eigenthümlichen Sphäre, sondern ersetzten bei Leidenschaften oft auch die Stelle der Worte. Daher konnte schon sehr frühzeitig die menschliche Sprache vorzüglich aus Tönen bestehen, wie wir noch in der chinesischen finden, in welcher ein einziges Wort nach jeder seiner verschiedenen Bedeutungen mit einem

besondern Tone so ausgesprochen werden kann, daß z. B. oft 59 Bedeutungen eines einzigen Wortes durch blose Töne sich ausdrücken lassen. In spätern Sprachen hingegen wurden (wie in der griechischen, römischen, oder in unserer) zwar die Gefühlstöne nicht an und für sich selbst mit jedem einzelnen Worte, sondern nur mit den zu Sätzen vereinigten Worten verbunden; aber in diesem Zusammenhange erhielten, wie noch jetzt, auch die Worte oft ganz verschiedene Bedeutungen und dieser Gebrauch der nachdrucksvollen Töne der Stimme (der Accente) erzeugte sehr bald die Gedrungenheit der Rede, wodurch aber unsere Worte auch wiederum weniger Bedeutungen haben, als die chinesischen, indeß wir durch Erhebung mancher Worte vermittelst der Accente von diesen letztern die Wortbedeutung genau bestimmen lassen und eine schöne Mannichfaltigkeit in wissenschaftliche Vorträge bringen können, in welchen keine Sprache der Rührungen und der Leidenschaften Statt findet, so daß sich Töne selbst auch als Pausenzeichen und als Mittelglieder gebrauchen lassen, welche z. B. die verschiedenen Theile der Perioden und der Sentenzen mit einander verbinden.

§. 48.

Man bemerkte nun sehr leicht, daß es außer diesem Gebrauche der Töne und Geberden bei Äußerungen der thierischen und geistigen Fähigkeiten des Menschen auch noch einen (beide Naturen harmonisch verbindenden) Mitteltheil der menschlichen Natur gäbe, dessen Äußerungen größtentheils in den Stimmtönen liegen, nämlich die Äußerungen der Phantasie, deren einem Zweige die Natur selbst Stoff zu einer Sprache gab, welche von allen andern unterschieden und dem Menschen ganz allein eigenthümlich ist, nämlich die Fähigkeit zu lachen, deren Stoff nach den Wir-

kungen der schöpferischen Einbildungskraft sich so außerordentlich verändern läßt, daß es z. B. 1) ein eigentliches Lachen giebt, 2) ein Lachen der Freude, 3) des Spottes und der Verachtung, 4) der Verzweifelung u. s. w. Denn die Phantasie vermag diese Sprachart fast mit allen Leidenschaften so zu verbinden, daß man bei dem Verfolge des Lachens durch alle seine stufenartigen Abänderungen von dem lauten Jauchzen der Freude an, bis zu den Tönen des trockenen leisen Gicherns oder Gichelns der Verachtung und des höhnenden Spottes deutlich fand, daß auch diese Fähigkeit eine vielumfassend ausdrucksvolle und von Worten ebenfalls unabhängige Aussprache liefere. Man lasse z. B. nach unserer Art einen Zuschauer einer gut aufgeführten Comödie blos überlegen, wie sehr verschieden ihm nun die Sentenzen, der Humor und die Charaktere bei der vorgestellten Comödie selbst von der hierüber blos gehörten Erzählung nur durch trockene Worte ohne passende Töne und Geberden vorkommen; so wird er leicht von selbst einsehen, welchen nothwendigen und ausdrucksvollen Theil der Phantasiesprache ihre Töne ausmachen, zu denen auch noch die malenden Töne der Phantasiedarstellungen selbst gehören, wie das System der Declamation zeigt.

§. 49.

Auf solche Art erkannte man, daß 1) die menschliche Sprache überhaupt nicht etwa blos zur Mittheilung der Vorstellungen, Ideen, Gedanken und Begriffe, sondern auch zur Bezeichnung aller innern Empfindungen, Rührungen, Gefühle und Leidenschaften, Seelen- und Gemüthszustände, Gemüthsbewegungen und Thätigkeiten der Sinne, der Phantasie und des Verstandes nöthig sey, 2) daß nach der Natur der menschlichen Sprache ohne richtigen Gebrauch der Töne und der Geberden selbst die Ge-

danken nicht gehörig mitgetheilt, folglich des Menschen wahre Meinungen und Entschlüsse nie gehörig verstanden werden können, weil viele Ideen sich durch keine Worte, sondern blos durch natürliche Töne und Geberden hinlänglich andeuten lassen, 3) daß sowohl die Verbindung, als auch die Trennung und der Widerspruch aller Gedanken, deren Verwandtschaft und Verschiedenheit, endlich ihre mannichfaltige Abhängigkeit von einander in zusammenhängenden Reden vorzüglich durch Töne, welche zu den Pausen gehören, sich deutlich mittheilen lassen. Da nun alles im Ausdrucke Angenehme, Kräftige und Rührende mit den wesentlichsten Puncten, welche zu einem vollkommenen und richtig bestimmten Begriffe selbst von dem Sinne oder Verstande des auszudrückenden Gedankens erforderlich sind, vorzüglich von den Gefühlstönen und Geberden abhängt; so suchte man stets die Naturregeln auch hierin zu befolgen, um die edlen Zwecke der deutlich und lebhaft rührenden Beredtsamkeit glücklich zu erreichen.

§. 50.

Doch bei dem Austritte dieser Naturmenschen (zu Ende der ersten Zeitperiode) aus der Barbarei wurde auch ihre Sprache in eben dem Grade, in welchem sie sich selbst stufenweise verfeinerten, nicht allein erweitert, bereichert und ausgebildet, sondern leider auch oft sehr künstlich verbildet. Denn da in den allmähligen Fortschritten der menschlichen Cultur die verschiedenen Seelenkräfte sich mit einander keineswegs gleichförmig und harmonisch veredelten, sondern z. B. der Schwung und Flug der Einbildungskraft den langsamen Fortschritten des Verstandes und der Vernunft unendlich oft voreilete; so wurden auch schon oft die ersten Sprachveränderungen eher phantastisch, als vernünftig, folglich mehr Producte der Caprise, des Eigen-

sinnes und der Willkühr, als des Verstandes und der Vernunft. Nachdem man nämlich bemerkt hatte, daß z. B. die Verschiedenheit der Sprachtöne, als Ausdrücke des bewegten Gemüths, dem Ohre größeres Vergnügen gewähre, als die aus Gemüthsruhe entspringende Eintönigkeit (Monotonie); so führte man auch sehr bald eine durchgängige Verschiedenheit der Töne in der Wortsprache ein, ohne aus Mangel an hinlänglicher Bekanntschaft mit der geistigen Natur des Menschen noch gehörig untersuchen zu können, ob diese Tonverschiedenheit nun auch der jedesmaligen Gemüthsstimmung natur- und wahrheitgemäs in gehörigem Grade angemessen sey, oder nicht. Daher blieb diese schon künstlich verdorbene Sprache ohne gehörigen Ausdruck, ohne Ebenmaaß und Wohlklang, folglich auch für das noch unverdorbene Ohr so lange beleidigend, als es noch keine Tonkünstler gab, welche Sprache und Ohr durch zweckmäßige Uebung und schöne Kunstproducte verfeinerten. Aus dieser Verschiedenheit der phantastischen Töne entsprang sehr natürlich die große Verschiedenheit der Dialecte (Mundarten und Tonarten).

§. 51.

Nach Erfindung und Einführung der Schreibekunst wurde die bisher blos laute Wortsprache (außer der natürlichen Ton- und Geberdensprache) nun auch noch mit der schriftlichen Wortsprache verbunden und vermehrt, ausgebildet und oft willkührlich durch Künstelei so sehr verbildet, daß man nun mit Vernachläßigung der natürlich ausdruckvollen Ton- und Geberdensprache nur auf neue Erfindungen und Entdeckungen theils von Worten, theils von künstlich verschönerten Wortfügungen dachte, sich von dem Wege der Natur immer mehr entfernte und oft blos trockene Worte des kalten Verstandes ohne alle Theilnahme

des sympathisirendem Herzens, ohne alles Interesse, folglich auch ohne alle Ton- und Geberdensprache der Rührungen und Gefühle aussprach oder hersagte, wie dieß auch in neuern gebildeten Sprachen vorzüglich durch die seit Erfindung der Buchdruckerkunst auch unter uns eingerissene und leider noch jetzt herrschend gebliebene üble Gewohnheit des stummen Lesens bei geschlossenen Lippen blos mit dem Auge und oft nicht einmal mit dem Verstande der Fall ist, so daß noch viele Personen die Worte nur ganz trocken lesen und ohne alle herzliche Theilnahme, ohne Töne und Geberden des Interesses und der Sympathie kalt aussprechen, oder gar stumm lesen.

§. 52.

Hieraus läßt sich die Möglichkeit leicht erklären, wie von jeher (und selbst noch unter uns) nicht etwa blos ungelehrte Personen in der täglichen Umgangssprache, sondern auch selbst Gelehrte auf Redner- und Lehrstühlen aller Art bei Haltung öffentlicher Reden, Vorlesungen und Lehrstunden dennoch blos trockene Worte des kalten Verstandes ohne alles Interesse des sympathisirenden Herzens mit den Lippen ohne passende Töne und Geberden der Gefühle, folglich geist- und herzlos, natur- und wahrheitwidrig aussprechen können, ohne zu bedenken und ohne oft zu wissen, daß diese herzlich interessante Theilnahme jedem durch Worte ausgedrückten Gedanken und Gefühle, wie dem rohen Metalle in der Münze, erst den Stempel der Wahrheit, der Deutlichkeit, des festzubestimmenden Werthes, oder der Wichtigkeit und der zweckmäßig wirksamen Schönheit aufdrücken müsse, könne und solle, wodurch erst jeder Gedanke, jedes Wort und Gefühl, gleich dem rohen Münzmetalle, seinen festbestimmten Werth erhalte ꝛc.

§. 53.

Doch man sahe bald ein, daß alle schriftliche und mündliche Wortsprache, blos als solche, ohne Ton- und Geberdensprache, an sich (von Natur) leblos, noch unbelebt, folglich, wie der in uns noch unausgedrückte Gedanke und das unbezeichnete Gefühl, ohne belebende Töne und Geberden noch nichts Wirkliches und Bedeutendes sey, sondern erst beides durch Natursprache werden könne, solle und müsse, um seinen Zweck völlig zu erreichen. Diese Einsicht führte (zu Ende dieser und noch mehr der folgenden Periode) zu der Ueberzeugung, daß alle mündliche und schriftliche Wortsprache, so viel Werth sie auch in anderer Hinsicht besitzt, dennoch keineswegs, wie die natürliche Ton- und Geberdensprache, die unmittelbareste, nächste oder erste, wesentlich nothwendige, kunstlose, unwillkührlichste und wahreste oder sicherste, zuverläßigste, wirksam schönste und allgemein verständlichste, sondern vielmehr blos eine mittelbare, entfernte, oft unwesentliche, willkührliche und verkünstelte, oft unsichere, unwahre, wenig wirksame, ja nicht selten unverständliche und widrig klingende Ausdrucks- und Mittheilungs- oder Darstellungs- und Bezeichnungsart unserer Gedanken und Gefühle, Maximen, Meinungen und Entschlüsse sey. Denn man bemerkte, daß selbst die blos für das Ohr ohne Kopf und Herz, ohne passende Empfindungstöne und Geberden kalt ausgesprochenen Worte ein blos leerer Schall wären, welcher, ohne zu dem Verstande und Herzen zu dringen, schon im Ohre oft ganz erlöschend erstürbe, daß ihm ein Echo des sympathisirenden Herzens eben so wenig antworten könne, als der blos für das Auge dargestellten Schriftsprache, die nur dem Schattenrisse eines ausdrucksvollen Gesichts gleiche, aber auch, wie dasselbe, blos stumme

Zeichen von Geist und Leben enthalte und es der Phantasie der Leser, die mündlich trockene Wortsprache aber der Phantasie der Zuhörer überlasse, diese todten Zeichen erst zu beleben, welches, wie man merkte, eben allein die Declamation durch passende Redetöne und Geberden zu leisten vermag.

§. 54.

Auf ähnliche Art überzeugte man sich vorzüglich zu Anfange der nun unmittelbar folgenden Periode der Geschichte aller Declamation, daß nur durch Declamation alle mündliche und schriftliche Wortsprache vermittelst der Empfindungstöne und der Geberden erst belebt, unterstützt und wirksam gemacht, folglich gleichsam in dieser natürlichen Sprachmünze nach ihrem wahren Gehalte und Werthe ausgeprägt werden könne, solle und müsse, um ihren Zweck ganz zu erreichen.

Nicht blos einzelne Menschen, sondern auch ganze Völker waren von jeher zur Declamatorik und Mimik (oder zur Redeton- und Geberdesprachkunst) mehr, als andere, aufgelegt, eben weil sie im Ganzen schon von Natur lebhafter und offener, als andere, waren, welche letztern bei ihrer Trägheit ihre Gemüthsbewegungen weniger durch Töne und Geberden äußerten. Noch jetzt haben nicht nur einzelne Personen, sondern auch ganze Nationen theils ein ausdrucksvolleres Gesicht, theils mehr Gelenkigkeit und Regsamkeit, als andere. Doch finden wir bei allen Völkern vorzüglich deutliche Spuren von der Geberdensprache, nur bei diesen mehr, als bei jenen, so daß sie sich bei den erstern z. B. dem Tanze nähert, bei den letztern aber blos in Mienen bestehet. Daher finden wir Spuren genug von der Geberdensprache z. B. selbst schon bei den Hebräern und bei ihren benachbarten

Völkern in verschiedenen Redensarten aufbehalten, worin auch oft Conventionelles vorkommt, z. B. „Seine Kleider (zum Zeichen der Traurigkeit) zerreissen; einen Sack anziehen; in den Sack und in die Asche kriechen; Asche auf den Kopf streuen ꝛc.“ Doch dachten sie dabei noch an keine Geberdenkunst, welche erst durch Griechen und Römer ausgebildet wurde, weil sie durch die Schauspieler gefallen mußten und die Redner ihre Vorträge dadurch viel eindringlicher machen konnten. Daher wurden vorzüglich bei den Römern die Geberdenschauspiele (Pantomimen) sehr beliebt und beförderten diese Kunst, welche bei Schauspielern in Masken auf die Bewegungen (Actionen) eingeschränkt blieb und so ausdrucksvoll war, daß man sehen konnte, was Menschen in der Ferne sprachen, wie die folgende Periode weiter zeigt.

Zweite Geschichtsperiode der Declamation,

von dem Grünen dieser schönen Kunst an bis zu ihrem Aufblühen unter den Griechen und Römern.

§. 55.

Nachdem auch die Griechen (wie späterhin ihre durchgängigen Schüler, die Römer) gleich allen übrigen alten Völkern, die erste Periode der Barbarei zurückgelegt hatten und aus ihr in die zweite, den Naturzustand verlassend, übergetreten waren, überzeugten sie sich in der Folge, daß alle schriftliche und mündliche Wortsprache, folglich auch alle innere Beredtsamkeit und Redekunst durch die äußere, mithin durch declamirende Darstellungskunst vermittelst der Natursprache der Empfindungstöne und der Geberden erst belebt, verschönert, verdeutlicht und zweckmä-

ßig wirksam gemacht werden könne, sölle und müsse. Zu dieser Einsicht gelangten vorzüglich zuerst die Schauspieler, nach ihnen aber die in der republikanischen Staatsverfassung nöthig gewordenen Redner, so daß die Schaubühne die eigentliche Wiege der wahren Declamation ist. Die ältesten Dichter declamirten und agirten ihre Gedichte selbst*); dann thaten es auch die Rhapsoden und endlich traten Acteurs auf, während auch die Prosaiker ihre Schriften (z. B. Herodot u. a.) öffentlich vorlasen, deren Beifall meist von ihrer Declamation abhieng.

§. 56.

Man hatte bereits angefangen, die Worte nach ihrem absoluten und relativen Werthe auszusprechen, von der Einsicht geleitet, daß der logisch absolute Werth nur der jedesmal langen Stammsylbe wegen ihrer eigenthümlichen Bedeutung zukomme, z. B. in den Worten, Gold, golden, vergolden, während der relative Werth von der Folge der Worte und Gedanken nach der Absicht des Redenden, oder Schreibenden so verschiedentlich veränderlich abhänge, daß man z. B. sagen könne: 1) Ich (für meine Person) liebe die Tugend, 2) ich liebe (hasse nicht) die Tugend, 3) ich liebe die (diese) Tugend, 4) ich liebe die Tugend (und nicht das Laster), 5) ich liebe die Tugend wenig, oder nicht, gar nicht, oder das Gold mehr, als das Silber u. s. w.

Daher legte man auf die Stammsylbe jedes Worts den schweren, nachdrucksvollen Stimmton, Wortaccent oder Gravis (\ ), auf diejenige Sylbe, oder auf dasjenige Wort eines ganzen Satzes aber, worin die

---

*) *Aristot.* Rhet. I. 1. Geth. Joh. *Vossii* Inst. poet. L. II. c. 9. §. 1. cf. *Athen.* I. 17. ed. Casaub. p. 20. F.

Hauptvorstellung des Satzes lag, den Redeaccent oder scharfsteigenden Stimmton, den Acut (′).

§. 57.

1) Man erkannte nun deutlich, daß nicht nur der Wortaccent in jedem Worte eben so den Ton der wichtigsten Sylbe desselben hervorhebe, als der Redeaccent das wichtigste Wort eines Gedankens, oder Satzes, sondern sahe auch ein, daß daher der Wortaccent das Unterscheidungszeichen jedes Wortes von blosen Sylben sey. Denn da mündliche Worte und schriftliche Wörter selten nur aus einer Sylbe, sondern gewöhnlich aus mehrern bestehen und gebildet werden; so würde alle Wortsprache (ohne dieses accentuirte Unterscheidungsmerkmal zwischen Worten und blosen Sylben) nur eine Sylbenreihe, mithin unfähig seyn zur ausdrucksvollen Bezeichnung und Mittheilung der Gedanken und der Gefühle.

Den Redeaccent hingegen erkannte man 1) als eine einfache (zur Darstellung des wahren Sinnes jedes Satzes dienende) Emphase oder als einen nachdrucksvollen Ton der Stimme, 2) aber als eine doppelte Emphase, welche, außer dem Sinne, auch noch irgend eine Gemüthsbewegung, oder Leidenschaft bezeichnet, oder den Worten eine nachdrücklichere Bedeutung giebt. Man hielt also die einfache Emphase nur für einen stärkern Wortaccent, bei welchem der Ton der Stimme nur wenig sich veränderte, während bei der doppelten Emphase auch dem Drucke der Stimme stets noch eine auffallende Tonveränderung beigesellt und daher die zusammengesetzte Emphase als melodischer Accent bei Darstellung der Leidenschaften gebraucht wurde, die einfache Emphase hingegen als Redeaccent blos bei ruhiger Declamationsdarstellung.

§. 58.

2) Auf solche Art überzeugte man sich, daß der rednerische Accent (der Acut /) durch seine Hervorhebung der Hauptvorstellung eines Satzes vor dessen Nebenvorstellungen allen Sätzen eben den Nutzen gewähre, welchen der schwer sinkende Wortaccent (Gravis \) den Worten leiste. Denn so wie dieser die Sylben zu Worten verbindet, beide von einander deutlich unterscheidet, nur die Grund- oder Stammsylbe jedes Wortes vor den übrigen Sylben desselben merklich hervorhebt und also blos die einzelnen Worte, als Ideenzeichen, ohne Hinsicht auf ihr Verhältniß zu einander, dennoch deutlich zu unterscheiden vermag, eben so verbindet der Redeaccent die Worte zu Sätzen, zeichnet die Hauptvorstellung jedes Gedankens, oder seines Satzes von seinen Nebenvorstellungen hörbar aus, veredelt das betonte Wort, hält es dem Verstande im stärkern Lichte vor und deutet nicht nur die Grade der Bezeichnung al[illegible] Worte eines Satzes in ihrem verschiedenen Zusammenhange, sondern auch ihren Rang an, den sie, als Hauptvorstellungen, jedesmal in der Seele einnehmen. Man erkannte, daß ohne den Wortaccent die mündlichen Worte nur als Sylben dahin schwebten, die schriftlichen Wörter hingegen als blose Sylben dastehen, hingegen ohne den Redeaccent die Sätze als aufgelößt in einzelne Worte erscheinen und den Zuhörer nöthigen würden, erst die Worte und dann ihren Sinn mühsam herauszuklauben, indeß der Zuhörer bei dem richtigen Gebrauche dieser beiden Accente, welche in der Aussprache zur Bezeichnung der Worte und Sätze zugleich nöthig sind, dem Redner blos aufmerksam zuhören dürfe, um ihn gehörig zu verstehen, wofern er nur über eine für den Zuhörer faßliche Materie deutlich spräche.

§. 59.

Zur Bezeichnung der Auf- und Abschwingung (der Gradation und der Degradation) oder des Steigens und Fallens der Stimme und ihrer veränderten Töne bediente man sich des aus beiden vorigen Accenten zusammengesetzten Beugungsaccents oder der Flexa, nämlich des Circumflexes (∽), theils des gewöhnlichen und einfachen, theils des umgekehrten und doppelten, als melodisch absoluten und melodisch relativen Accents, wie mein System der Declamation (§. 139—157.) weiter zeigt. Die Accente der Alten bestanden also gewöhnlich in der Erhebung, oder Senkung der Stimme, so daß die Sylben entweder in einem hohen, oder tiefen Tone, folglich in den Mitteltönen a, e, o, gleichweit entfernt von den beiden äußersten Tonenden (dem tiefsten Grundstimmtone u und dem höchsten Tone i) ohne Accent, oder auch so gesprochen wurden, daß z. B. die hohe Sylbe in dem Grundtone e mit der tiefen im Tone o durch die mittlere Sylbe im Tone a vereinigt wurde. So hatte auch z. B. jedes einsylbige Wort der Griechen seinen ausgezeichneten Vocal, hingegen das mehrsylbige Wort seine hervorstechende Sylbe, unterschieden von allen übrigen entweder durch den einen halben Ton schwer herabsinkenden Wortaccent oder Gravis (`) bei einer über die Mittelnote (den mittlern Stimmton a) heruntergehenden Sylbe, oder durch den einen halben Stimmton hinaufsteigenden scharfen Redeaccent oder Acut (/) bei einer über den Mittelton a einen halben Ton hinaufgehenden Sylbe, oder durch Vereinigung dieser beiden Accente auf einer Sylbe, folglich durch die Beugung oder Flexa, Flexion, kurz durch den Circumflex (∽), indem die Stimme von dem Acute durch den Mittelton a bis auf den Gravis oe und o

stufen-

stufenweise herunter und wiederum in gleichem Verhältnisse hinauf, oder von dem Gravis herunter, hinauf bis e und wieder herunter stieg. Die Griechen unterschieden also die Sylben in der Aussprache durch Veränderungen der Stimmtöne und setzten die Verhältnisse der Accente durch eine solche musikalische Tonleiter fest, daß nach dem Berichte des Dyonysios von Halikarnas der Acut und Gravis sogar einen Umfang von den fünf Tönen (o, oe, a, ae, e) hatte, folglich der Acut oft eine Quinte (5 Stimmtöne) höher war, als der Gravis, jeder dieser beiden Accente aber eine Tertie (drei Stimmtöne) von der jedesmaligen Mittelnote oder dem mittlern Stimmtone entfernt war, nämlich der Acut eine Tertie über dem Mitteltone, der Gravis hingegen eine Tertie unter demselben, während der Circumflex (als Vereinigung beider vorigen Accente) von der obersten Quinte (z. B. von i, oder é, ê, ae, a) durch die Tertie (é, oder ê, oder ae, oder a) zu der untersten Quinte (z. B. zu a, oe, o, ue, u) gieng und umgekehrt z. B. von û durch die Tertie o zu der Quinte a, oder von o zur Tertie a und zur Quinte e, oder von a zur Tertie e und zur höchsten Quinte i stieg. Demnach waren ihre verschiedenen Redetöne solche Tertien und Quinten, daß dieselben auch in der täglichen Umgangssprache ein musikalisches Verhältniß besaßen.

§. 60.

Man hatte längst bemerkt, daß sich die betonten Worte schöner vernehmen ließen, als die unbetonten. Aus Unkunde glaubte man also des Guten nicht zu viel thun zu können und daher alle Worte, ja fast alle Sylben betonen zu müssen. Auf solche Art entsprangen die vielen Wortaccente, in welche alle Redeaccente, selbst die melodischen, auch in der griechischen Sprache übergiengen und

in dieselbe lange Zeit hindurch so innigst verwebt wurden, daß sie von ihr nicht mehr getrennt, sondern nur in ihrer Unregelmäßigkeit aufgehoben und (nach Griechenlands errungener freier Geistescultur) auch wirklich auf eine gewisse musikalische Proportion nach der harmonischen Tonstufenleiter zurückgeführt werden konnten, wie wir dieselben noch in dieser Sprache finden.

§. 61.

Man erkannte nun deutlich, daß auch ihre phantastischen Töne, welche zeither für Zierden der Sprache gehalten und unendlich vermehrt worden waren, der Sprache durch ihre Ueberhäufung alle natürliche Kraft, Klarheit, Grazie und Schönheit raubten, welche ihre Sprache ursprünglich besessen hatte, wie wir diese phantastischen Töne noch jetzt z. B. bei den Schottländern finden. Da nun theils aus Mangel an allgemeiner Fertigkeit im Lesen und Schreiben, theils nach der freien Staatsverfassung Griechenlands alle Staatsangelegenheiten, an welchen doch jeder Bürger Theil nehmen sollte, öffentlich und mündlich verhandelt werden mußten, wobei der beste Redner Sieg, Ansehen, Einfluß, Macht, Würde und Hoheit davon trug; so betrachtete man auch die Beredtsamkeit überhaupt als den einzigen Weg zur Macht und Herrschaft, zur Gewalt, Größe und Hoheit. Daher mußten alle nach diesem hohen Ziele strebenden Jünglinge und Männer die ganze Beredtsamkeit emsig studiren und deren Wirkungen möglichst zu vergrößern suchen.

§. 62.

Diese schöne Kunst übte nun ihre Kräfte zuerst an den wichtigsten Gegenständen, wobei Ueberzeugung des Verstandes, folglich Wahrheit und Erweckung der Leidenschaften lange ihr Hauptzweck blieb. Doch nun versuchte

auch allmählig das geringere Talent sein Glück durch verschiedene andere Mittel der Beredtsamkeit zu gründen und die innere Kraft der überzeugenden Wahrheit durch mehr Grazie zu vergrößern, folglich dem Ohre und Auge auf jede Art zu schmeicheln, die Phantasie mit der Aufmerksamkeit zu fesseln und seine Declamation durch wohl geordnete Töne, Pausen, Accente und Geberden harmonisch zu machen. Die Volksmenge, von jeher offener für Sinnenreiz und Genuß, als für geistigen, hörte daher solchen Prunkrednern mit Vergnügen zu. Daher konnte der blos einfache, aber kraftvolle Redner nicht länger Beifall finden, sondern sahe sich genöthigt, der Macht der überredenden Wahrheit zu entsagen und entweder auf immer zu schweigen, oder die geschmückte Redekunst zu erlernen.

Alle Redner von Talent mußten demnach auch in Griechenland sich bestreben, ihre Reden harmonisch zu bilden und durch häufig wiederholte Versuche die phantastischen Accente nicht nur auf eine musikalische Tonleiter, sondern auch auf eine ähnliche Proportion zu bringen, weil nun dieses Mittel dem Ohre vorzüglich schmeicheln und von ihm begriffen werden konnte, mit dessen allgemeiner Verfeinerung auch dieses musikalisch harmonische Verhältniß auf feste Regeln zurückgeführt und methodisch erlernt wurde, wobei selbst die Musik der Griechen mit ihrer nun musikalischen Sprache gleiche Fortschritte machte.

§. 63.

Die Lehrer und Meister der Beredtsamkeit suchten nun den Gebrauch der Accente auf Grundsätze zurückzuführen und die Redekunst eben so zu lehren, wie die Singekunst, worin die Jugend schon sehr frühzeitig geübt wurde. Auf solche Art konnten alle griechischen Redner

und Schauspieler in dem Gebrauche der sämmtlichen Accente mit einander übereinstimmen, ihre Zuhörer an Harmonie gewöhnen, ihre musikalische Sprache durch die ganze Nation verbreiten und in alle Volksclassen einführen. Denn man suchte auch in der zum Theil noch ungebildeten emphatischen und accentuirenden Sprache, in welcher die Accente oder Stimmenveränderungen ganz ohne alle regelmäßige Ordnung und Proportion von dem blosen Zufalle bisher abhiengen, ebenfalls, wie in der gebildeten emphatischen und accentuirenden Sprache, die Tonveränderungen, durch feste Regeln zu bestimmen und ihr Verhältniß auf eine gewisse Art von musikalischer Tonleiter zurückzuführen.

§. 64.

Nachdem nun Griechenlands Redner durch ihr eigenes Beispiel das Verhältniß aller Accente praktisch festgesetzt hatten, wodurch die feinen Schattirungen in der Sprache beobachtet und ausgedrückt werden konnten; so entsprangen aus dieser Beobachtung ihrer angenehmen Wirkungen auf das Gehör auch Kunstregeln für die Accente. Daher wurden selbst die zur Beredtsamkeit bestimmten Knaben schon bei ihrem Leseunterrichte von den Lehrern der Singekunst und der Instrumentalmusik in diesen musikalischen Verhältnissen der Töne unterwiesen, weil bei ihnen nun der Gebrauch eines falschen Accentes ein ganz unverzeihlicher Fehler für den künftigen Redner war. Diese bessere Erziehungsart wurde auch bald von den übrigen Ständen nachgeahmt und das auf solche Art kritisch fein gebildete Ohr durch alle Volksclassen so fortgepflanzt, daß vorzüglich in Athen, wo die ganze Beredtsamkeit nun zu Hause war und sich zu dem höchsten Gipfel von Vollkommenheit allmählig empor zu schwingen suchte, selbst die Aussprache des gemeinsten Mannes eben

so richtig ausgebildet wurde, als die des Gelehrten und Vornehmsten. Nur auf solche Art konnten die Griechen ihre Sprache (wie wir künftig die unsere) zu der harmonievollsten und schönsten so ausbilden, daß dieselbe sogar von anwesenden Fremden, z. B. von Römern, ohne die griechische Sprache zu verstehen, dennoch für schön gehalten und gern gehört wurde. Die anwesenden Ausländer hörten demnach den griechischen Rednern mit eben so großem Vergnügen zu, als wir z. B. deu italienischen Sängern, blos um uns an der Harmonie ihrer melodisch harmonisch schönen Aussprache zu ergötzen, wenn wir auch ihre Sprache nicht verstehen sollten.

§. 65.

Man erkannte nun immer deutlicher, daß sich die Declamation oder äußere, mündliche und mimische, folglich in sofern körperliche Beredtsamkeit unmittelbar mit der Sprache überhaupt, als einziger ausdrucksvollen Bezeichnungs- und Mittheilungsart des Innern, beschäftigen, durch die Ton- und Geberdensprache aber, als Mittel, die an sich (ihrer Natur nach) leblose Wortsprache überhaupt, die schön abgefaßten Reden in Prosa und Versen hingegen insbesondere, erst beleben und ganz verdeutlichen müsse, um ihren wahren Sinn, Geist und Charakter vollkommen treu, wahr und schön darzustellen, Zuhörer und Zuschauer zu belehren, zu rühren, angenehm zu unterhalten und zu vergnügen, ihre Meinungen oft zu erforschen und ihre Entschlüsse zur Reife zu bringen. Hiedurch sprang mit der ganzen Beredtsamkeit auch der große Nutzen, Werth, Vortheil und die unentbehrliche Nothwendigkeit der Declamation insbesondere so ganz unverkennbar in die Augen, daß man diese äußere schon von Natur mit der innern vereinigte Beredtsamkeit die vollkom-

mene Darstellungskunst (Hypokritik) nannte und die Declamation, welche gleich der übrigen Beredtsamkeit und Kunst, als solche nicht angeerbt und angeboren, sondern nur mühsam erworben werden kann, ebenfalls 1) für eine Kunst, 2) für eine schöne Kunst wegen ihrer Belebung jeder schönen Kunstprodukte der Sprache hielt und 3) die Theorie dieser schönen Kunst als schöne Wissenschaft oder wissenschaftliche Anweisung und Lehre von den Grundsätzen und Regeln der schönen Haltung einer Rede oder ihres mündlich und mimisch schönen Vortrags betrachtete, die praktische Declamation hingegen für die schöne Kunst erklärte, eine Rede nach ihrem wahren Sinne und charakteristischen Geiste vollkommen deutlich, nachdrücklich wirkend und schön, natur- und wahrheitgemäs mündlich und mimisch zu halten, zum Unterschiede der innern Redekunst, als der Lehre und Kunst, eine Rede gut zu entwerfen und abzufassen.

§. 66.

Auch die griechischen Redner und Kunstschauspieler hielten den innern Menschen mit allen seinen Zuständen, Thätigkeiten und Gemüthsstimmungen für den Hauptgegenstand der äußern, wie der innern Beredtsamkeit, das Interesse aber an den Gedanken und Gefühlen der Rede für den Stoff oder die Materie aller Redekunst, für deren Subject hingegen den mündliche Darsteller selbst, hingegen Accente, Redetöne, Pausen und Geberden mit der erforderlichen Temperatur der Stimme für die äußern Mittel dieser schönen Kunst, endlich für deren Endzweck die vollendet schön durchgeführte Charakteristik des innern Menschen selbst.

§. 67.

Von dem großen Nutzen, Vortheile und Werthe der

Declamation, so wie von ihrer unentbehrlichen Nothwendigkeit, wurde man allmählig so vollkommen fest und lebhaft überzeugt, 1) daß nicht nur Dichter, Redner und Geschichtschreiber durch öffentliche declamatorische Vorlesungen ihre Meisterwerke im Odeum und bei öffentlichen Spielen zu verherrlichen, sondern auch mit den besonders dazu bestimmten öffentlichen Vorlesern um den Preis in dieser göttlich schönen Kunst zu wetteifern suchten, 2) daß man sich auch bei Tische die schönsten Stellen der besten Dichter, Redner und Geschichtschreiber vorlesen ließ, oder selbst einander mit erholendem Vergnügen vorlas, 3) sich auch außer den öffentlichen Reden und Comödien mit dem declamatorisch schönen Ausdrucke beschäftigte, sich darin täglich übte, darüber unterhielt und das ganze Leben hindurch um die Gunst dieser herrlichen Kunst bewarb, welche selbst in ihrem größten Glanze auf dem blutigen Schlachtfelde in der Gestalt des Kriegsgottes mit Schild, Helm und Bogen erschien und von unendlicher Wirkung war, 4) daß man ihr vor allem in der ganzen Beredtsamkeit den Preis zuerkannte und in deren Theorien das wichtigste Kapitel einräumte.

§. 68.

Man suchte nun genauer auch 1) die Natur aller Töne und den Übergang jedes Tones (z. B. des starken in den schwachen, des rauhen in den sanften, des hohen in den tiefen und umgekehrt) zu erforschen und zweckmäßig anzuwenden, 2) die Abwechselung der Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche aller Tonarten, 3) ihre Länge und Kürze, Schnelligkeit und Langsamkeit oder ihren Rhythmus zu bestimmen. Daher theilte späterhin Aristoteles (in seiner Rhetorik III. 1.) darnach alle Töne 1) in Harmonie, 2) in Megethos, 3) in den Rhythmus ein, welche sich auch blos

1) auf Dehnbarkeit, Länge und Kürze oder Extension, 2) auf Intension, innere Kraft und Stärke zurück führen lassen. Man lernte alle Töne anwenden, 1) in Ansehung des Gegenstandes der Rede, 2) ihrer Theile und Glieder, 3) der Trennung und Wiedervereinigung jedes Satzes, 4) der Gemüthsbewegungen und Geistesthätigkeiten, bei Anführung fremder Worte und bei allen Übergängen, 5) bei allen Figuren (Wiederholungen, Gegensätzen, Ausrufungen, Einwürfen, Auf- und Abstufungen der Stimmtöne), 6) bei Hervorhebung der Hauptvorstellung der Sätze, wo der mündliche Vortrag in höhern, oder tiefern, in festen und bedeutenden, oder in langsam verweilenden Tönen schon nach Cicero's Behauptung (ad Herenn. III. c. 11—15.) verweilen muß.

§ 68.

Den Tonausdruck zog man überall mit Recht dem blosen Wortausdrucke vor, um der Declamation alle mögliche Stärke, Kraft, Wahrheit und Deutlichkeit, Leichtigkeit, Anmuth, Grazie und wirksam vollendete Schönheit zu geben. Deswegen brachten die Griechen selbst die Pausen und Temperatur der Stimme auf eine musikalische Proportion, ohne die Geberden zu vernachläßigen, welche sie überall den Tönen entsprechend einzurichten suchten. Daher ließ schon Homer (im dritten Gesange seiner Iliade) die Helena, welche auf dem Skäischen Thore dem Priamus die Helden der Griechen bekannt macht, sehr schön die über alles siegende Beredtsamkeit des klugen Ulysses schildern, welcher durch gehaltvolle Pausen sich Aufmerksamkeit und wichtiges Ansehen zu verschaffen wußte *).

*) „Wenn sie in der Versammlung des Troischen Volks
sich zeigten,

Man führte selbst in der Declamation der Gedichte zu ihrer Verschönerung zwei musikalisch harmonische Pausen ein, nämlich die Cäsur- und die Endpause.

§. 70.

Unter allen Völkern des Alterthums, so wie der neuern Zeiten, legten sich blos die Griechen (und nach ihnen späterhin auch ihre Schüler, die Römer) auf das regelmäßige Studium und den Gebrauch der Geberdensprache, welche

---

„Ragte stehend hervor Menelaos mit breiten Schultern.
„Wenn sie saßen, so war Odisseus edler am Anstand! —
„Aber im weisen Gewebe der Reden, in Volksversammlung
„Sprach mit gedrängten und wenigen Worten Menelaus;
„Aber er sprach mit Nachdruck, die Menge der Worte verschmähend! —
„Aber wenn sich erhub der weise Laertiade,
„Stand er und schaute zur Erde mit nieder gehefteten Augen;
„Er bewegte den Scepter nicht vorwärts und nicht rückwärts,
„Hielt ihn immer still und schien der Rede nicht kundig! —
„Hätt'st ihn für erboßt, oder blöd' an Sinnen gehalten! —
„Aber wenn er der Brust die starken Stimmen entsandte
„Und die Fülle der Worte wie Schneegestöber im Winter:
„Siehe, dann hätte kein Sterblicher ihm den Vorzug bestritten.
„Damals bewunderten wir die Gestalt des Odysseus nur wenig!“

Stollberg.

sichtbare Sprache sie auch zur Vollkommenheit zu erheben strebten. Sie gründeten alle ihre angenommenen Zeichen der Geberdensprache auf die menschliche Natur selbst, aus welcher sie ihren ganzen Reichthum schöpften, diese Naturzeichen in das genaueste Verhältniß mit den auszudrückenden Rührungen setzten und dieselben ihrer künstlichen Wortsprache so sorgfältig anpaßten, daß ihr Vortrag die angenehmste Harmonie bildete, mithin Worte, Töne, Blicke, Bewegungen oder Gesticulationen und Stellungen der ganzen Körperhaltung einander so vollkommen wirksam entsprachen, daß eines dem andern nicht nur Stärke, sondern auch Schönheit verlieh und die vereinigten Wirkungen derselben die Empfindungen des Herzens aller Art in größter Schönheit erweckten. Daher wurde jeder Zuschauer und Zuhörer der Alten, selbst wenn er auch ihre Sprache nicht verstand, dennoch blos durch die Art ihres harmonischen Vortrags hingerissen. Man suchte also Ton- und Geberdensprache überall in die genaueste und angemessenste Harmonie mit der jedesmaligen Gemüthsstimmung, folglich mit dem Charakter der Rede zu bringen, ohne weder in Eintönigkeit, noch in übertriebene Ton- und Geberdenabwechselung zu verfallen, weil man einsahe, daß man nur aus der Stimme und Geberde des vollkommenen Redners den Inhalt der Seele lesen könne, deren Bewegungen und Thätigkeiten nicht mannichfaltiger sind, als die Töne der menschlichen Stimme und der Geberde *). Denn von Na-

*) Daher sagte späterhin Cicero sehr schön: „Est „enim (vox) *mentis index* et velut *exemplar*, „ac totidem, quot illa, mutationes habet.“ Gesner setzte hinzu: „quin ipse prodiens animus, quod ipsum graecorum λόγος declarat.“

tur hat (auch nach Cicero's sehr richtiger Bemerkung) jede Geistesbewegung ihren besondern Ton, Blick und ihre besondere Stellung oder Geberdensprache überhaupt, durch welche sich der Geist vermittelst des Körpers so deutlich ausdrückt, daß wir bei diesen für die Gemüthsbewegung von Natur fest bestimmten äußern Charakteren oder unverkennbaren Zeichen des Körpers z. B. in der Miene lesen und in dem Tone hören können, was in der laut denkenden und empfindenden Seele vorgehe *), so daß unser ganzer Körper (welcher keine leere, unbedeutende Hülle unsers Geistes, sondern vielmehr dessen Dolmetscher und Spiegel ist, welcher die Seele in allen ihren Zügen gelegentlich darstellend auszudrücken vermag,) mit allen Blicken und Tönen, Bewegungen und Stellungen, von den Gemüthsbewegungen angeschlagen, eben so erklingen, wie die Nerven berührter Saiten **), indem nur einer solchen Harmonie des ganzen Menschen, wo gleichsam jede Muskel ihren Ton anschlägt, welcher in das Ganze der Rede verhallet und seinen Antheil zur Melodie liefert, die volle Wirkung entschweben kann. Doch wir müssen nun auch in einem gedrängten organisch belebtern Bilde mit kräftigen Zügen die Geschichte der griechischen und römischen Declamation darstellen.

§. 71.

Wir wissen, daß die ältesten Völker, wie noch jetzt mehrere ungebildeten Personen und ganze Nationen, am na-

---

*) „Omnis enim motus animi suum quemdam a natura ha„bet vultum & sonum ac gestum." *Cicero* de oratore III, 57.

**) „Totum corpus hominis & ejus omnis vultus omnesque „voces, ut nervi in fidibus, ita sonant, ut a modu animi quoque sunt pulsae." *Cicero* de Orat. III, 57.

türlichsten, ungezwungensten blos nach ihren innern Empfindungen und Gefühlen declamirten und gesticulirten, also ihre Gedanken und Gefühle durch die natürlichen Gefühlstöne und Geberden ausdrückend mittheilten, folglich sich blos der emphatischen Sprache bedienten, aber bei den Fortschritten der Cultur der Wortsprache den Weg der Natur verließen und durch mancherlei Verkünsteleien ihre Sprache mehr verdarben, als verbesserten, bis endlich hierdurch eine Totalreform ihrer verkünstelten Sprache herbei geführt wurde, welches auch vorzüglich bei den alten Griechen der Fall war. Auch sie verließen allmählich die emphatische Natursprache, in welcher alle Veränderungen der Töne ihrer Stimme blos durch den Sinn der Worte mit den darin liegenden Empfindungen bestimmt wurden. Man fieng sehr bald an zur accentuirenden Wortsprache überzugehen, nämlich die verschiedenen Töne oder Beugungen der Stimme entweder auf einzelne Worte zu legen, oder in Rücksicht ihrer Verbindung zu Sätzen dieselben zu betonen, ohne ihren Sinn in Betracht zu ziehen. Die Veränderungen der Tonstimme oder die Accente hiengen im erstern Falle blos von dem Zufalle ohne alle Regel und Ordnung ab, wobei aber die Griechen nicht (wie ältere und neuere Völker) stehen blieben, sondern sehr bald anfiengen, die Accente durch gewisse Regeln fest zu bestimmen und ihre Verhältnisse unter einander auf eine musikalische Proportion zurück zu führen. Bei ihrer ersten emphatischen Sprache war auch die Natur ihre einzige Führerin. Die Veränderungen der Stimme, die verschiedenen Beugungen derselben, deren sich alle ältern und neuern Völker, wie die Griechen, zuerst bedienten und manche noch jetzt sich bedienen, waren die reinen Naturausdrücke der Bewegungen der Seele, deren einer jeden die Natur eine besondere Tonstufe angewiesen hat. In diesem Zustande bediente

man sich der Sprache der Empfindung und die Verschiedenheit ihrer Töne floß, aus den verschiedenen Gemüthsbewegungen. Im ruhigen Seelenzustande waren auch bei ihnen die Töne dieser Stimmung gemäs, nicht sehr verschieden und die Worte wurden fast monotonisch gesprochen, indeß bei starken Gemüthsbewegungen die Töne derselben unwillkührlich hervorbrachen, als untrügliche Zeichen der Natur für jedes Gefühl, allen Menschen gemein und verständlich, wie die Töne und das Geschrei der verschiedenen Thierarten. Bei dem Heraustreten der Menschen aus der Barbarei erhielt auch ihre Sprache in dem Grade, in welchem sie sich selbst verfeinerten, Cultur und Ausbildung. Allein da in der allmähligen Cultur eines Volkes die verschiedenen Kräfte der menschlichen Seele sich keineswegs gleichförmig mit einander veredlen, weil der Flug der Einbildungskraft dem langsamen Schritte der Vernunft unendlich zuvoreilte; so wurden auch die ersten Sprachveränderungen mehr phantastische Produkte der Caprice, als vernünftige des Verstandes. Man bemerkte sehr bald, daß die Verschiedenheit der Töne, als Wirkungen einer bewegten Seele, dem Ohre größeres Vergnügen gewährte, als die Monotonie, welche aus der Gemüthsruhe entspringt. Man suchte daher eine Verschiedenheit der Töne in der Wortsprache durchgängig einzuführen, ohne noch zu untersuchen, ob denn auch diese Verschiedenheit der jedesmaligen Gemüthsstimmung wirklich angemessen sey, oder nicht. Da man aber noch nicht hinlängliche Kenntniß der geistigen Menschennatur besaß, um jeden Ton seinem Gegenstande der Gattung und dem Grade nach anzupassen; so blieb die Sprache ohne gehörigen Ausdruck der Töne und Geberden, ohne Wohlklang und Ebenmaß aus Mangel an Kenntniß der wesentlichen Natur aller Töne.

Auf diese Art wurde unter andern auch die älteste emphatische Sprache Griechenlands durch künstliche, aber nichtssagende Töne und überhäufte Accente verderbt und beleidigte sehr bald das noch nicht daran gewöhnte, noch unverdorbene Ohr. Diese phantastischen, weder auf Natur, noch auf Vernunft gegründeten Töne mußten daher auch in verschiedenen Gegenden und Ländern sehr verschieden ausfallen, folglich die grosse Verschiedenheit der Töne oder Dialekte bewirken, welche selbst in den verschiedenen griechischen Provinzen entsprangen. Man betrachtete die eingeführten künstlichen Töne als eine Zierde der Sprache und bildete sich ein, es sey für die Verschönerung der Sprache sehr vortheilhaft, diese Töne möglichst zu vervielfältigen und auf jedes Wort einen davon zu setzen, wodurch man einen sehr natürlichen Uebergang von den Redeaccenten zu den blosen Wortaccenten machte, hiedurch aber nur noch mehr von der Natur der Sprache abwich. Denn diese Vervielfältigung nichtssagender Töne beraubte nicht nur die Sprache ihrer natürlichen Klarheit und Kraft, welche sie noch vor diesen willkührlichen Veränderungen der Stimme besaß, sondern die Sprache wurde auch bei dem Gebrauche der Töne ohne Proportion für jedes noch unverwöhnte Ohr desto unharmonischer und unangenehmer, je größer die Anzahl dieser Accente wurde, wie dieß noch in der Schottländischen Sprache gefunden wird.

Durch die Länge der Zeit wurden die Wortaccente auch in die griechische Sprache so verwebt, daß sie von ihr schlechterdings nicht mehr getrennet und also nur dadurch dem Ohre angenehm gemacht werden konnten, daß man die Unregelmäßigkeit dieser Accente aufhob, indem man ihnen ein gewisses Maaß bestimmte und sie allmäh-

lich auf eine gewisse musikalische Tonleiter zurückführte, welches freilich nur durch eine lange Kette von Ursachen und Wirkungen möglich war. Erst mußte die Nation frei seyn und aus Mangel an Lesefertigkeit jede öffentliche Angelegenheit durch die Beredtsamkeit in öffentlichen Unterhandlungen betrieben werden. Da man nun die Beredtsamkeit als den einzigen Weg betrachtete, sich Gewalt, Macht, Herrschaft, Reichthum, Ansehen und Ehre zu erwerben; so legten sich alle Griechen, welche nach diesem Ziele strebten, auf die Beredtsamkeit, welche ihre Kräfte zuerst an den wichtigsten Gegenständen übte. Daher war Ueberzeugung des Verstandes, verbunden mit der Entwickelung der Leidenschaften, lange Zeit ihr Hauptzweck. Selbst das geringere Rednertalent fieng an zu versuchen, durch verschiedene Mittel in dieser Kunst sein Glück zu machen, höhere Kraft durch höhere Reitze zu bewirken und alles durch wohl proportionirte Töne harmonisch zu machen. Die große Volksmenge, offener für sinnliche, als geistige Reitze, lieh solchen Rednern willig und gern ihr Ohr; der einfache kräftige Redner konnte nun nicht länger Beifall finden und mußte daher entweder der Gewalt der Ueberredung auf immer entsagen, oder diesen Schmuck der Redekunst zu erlernen suchen, oder die Hoffnung aufgeben, ferner mit glücklichem Beifalle öffentliche Reden zu halten. Auf solche Art sahe sich jeder Redner genöthigt, seinen mündlichen Vortrag möglichst harmonisch zu machen und durch wiederholte Versuche endlich die Accente auf eine musikalische Proportion zu bringen, um durch dieses einzige zweckmäßige Mittel dem Ohre zu schmeicheln. Diese Proportion ließ sich anfangs, wie in der Musik, blos durch das Gehör wahrnehmen; sie wurde aber mit der Zunahme des Eifers für die Be=

redtsamkeit auch auf Regeln zurückgeführt und endlich methodisch erlernt.

Bei der griechischen Nation, deren Sprache selbst des gemeinen Lebens so musikalisch gebildet wurde, machte selbst die Musik verhältnißmäßige Fortschritte, da die Meister dieser Kunst den Gebrauch der Accente unveränderlichen Gesetzen unterwarfen und die Kunst zu sprechen eben so lehrten, wie die Kunst zu singen. Auch die Aeltern, welche ihren Kindern den Weg zur Ehre und zum Ansehen bahnen wollten, ließen sie daher, weil ihr Ohr noch unverdorben und ihre Sprachwerkzeuge noch ganz biegsam waren, auf diese Art unterrichten. Alle öffentlichen Redner suchten nun sehr bald in dem Gebrauche der Accente mit einander übereinzustimmen; die Zuhörer gewöhnten sich sehr bald daran und in kurzer Zeit wurde eine musikalische Sprache durch alle Stände der ganzen Nation verbreitet, wie uns die griechischen Schriftsteller selbst die Veränderungen der griechischen Sprache von ihren rohesten Zeiten bis zu dem Zustande ihrer größten Verfeinerung schildern.

§. 72.

Sobald die Bewohner Griechenlands, welches von der Natur selbst zur größten Vollkommenheit zu bringen bestimmt zu seyn schien, civilisirt waren, wurde dieses Land in verschiedene kleine Staaten getheilt, wo in jedem die Freiheit die höchste Angelegenheit war. Da nun freie Menschen nicht, wie Sclaven und Vasallen eines Despoten, durch Gewalt, sondern durch Ueberredung beherrscht werden konnten; so war die Ueberredungskunst die größte Macht eines Staatbürgers Griechenlands, die von der Kraft der Rede abhieng, welche daher mit der Sprache

auf

auf den höchsten Gipfel der Vollendung gebracht wurde. Zum Ueberreden mußte man zu gefallen und zu rühren suchen. Daher wurde die Natursprache durch Töne, Blicke und Gesten, welche die Kraft zu überreden und zu rühren besitzt, folglich die äußere Beredtsamkeit oder Declamation außerordentlich gesucht und cultivirt. Die ersten rohen Versuche der Redekunst mußten daher die größte Macht zu rühren besitzen und diejenigen Redner, welche diese Kunst verstanden, für die besten gehalten werden. 1) Die ungetheilte Aufmerksamkeit wurde in Griechenland für den mündlichen Vortrag verwendet und die Griechen machten von der unter ihnen wenig bekannten Schreibekunst keinen andern Gebrauch, als hiedurch ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen und die Beredtsamkeit, als einziges Mittel der Mittheilung seiner Gedanken und Empfindungen zu cultiviren. 2) Die Griechen mußten die Natur hiebei überall zur Führerinn wählen, weil sie das menschliche Herz zu rühren suchten, welches nur durch Naturtöne und Geberden geschehen kann. 3) Die Griechen besaßen in ihren Freistaaten die Mittel, sich mit einem hinlänglichen Reichthume dieser Sprache zu versehen, welche keine andere Nation in dem Grade besaß. Denn das Buch der lebendigen Sprache wurde ihnen in der größten Gesellschaft geöffnet, um hieraus die nachdruckvollsten und schönsten Ausdrücke zu wählen. Die freien Seelen drückten sich furchtlos aus mit aller Lebhaftigkeit und Energie, ließen jeder Rührung freien Lauf und offenbarten jede Empfindung durch sichtbare, oder hörbare Zeichen, von denen sich jeder nach Gefallen wählen konnte.

§. 73.

Bei Vervollkommnung der Natursprache wurde auch die künstliche Wortsprache unter Leitung der Natur nicht

vernachlässigt, welche die Elemente der Wortsprache darbot. Da aber diese Elemente, deren künstliche Zusammensetzung und Anwendung die Natur dem Fleiße des Menschen überließ, in beiden zur Bildung nothwendigen Stücken (Schall und Zeit) von einander unterschieden, einige dem Ohre angenehm, andere unangenehm sind und zur Aussprache eine kürzere, oder längere Zeit erfordern; so wurde hiedurch auch ein Unterschied in den Worten bewirkt, wovon einige zu dieser, andere zu jener Absicht geschickter sind. Hiebei war das Ohr der einzige Richter und die Griechen waren vorzüglich auf die richtige Modulation ihrer Wortsprache aufmerksam, um dem Ohre durch Mannichfaltigkeit und Proportion zu schmeicheln.

§. 74.

So lange Griechenland seine Unabhängigkeit behielt, wurden auch alle Maaßregeln außer den öffentlichen Berathschlagungen genommen, welche die größten Redner dirigirten. Man suchte daher seine Söhne schon sehr frühzeitig zu Meistern in der Beredtsamkeit zu erziehen und ließ sie hierin durch geschickte Lehrer unterrichten. Daher finden wir schon bei dem Homer, daß Uebung in Beredtsamkeit und in Waffen zu Zeiten des Troganischen Krieges damals die ganze Erziehung ausmachte. Der Dichter läßt daher den alten Phönix zu dem Achilles sagen: „Er sey von seinem Vater Peleus als Führer zu ihm gesandt worden, damit er ihn zu einem guten Redner und gewandten Krieger bilde.“ Da nun die Freiheit von ganz Griechenland von der Weisheit der Beschlüsse der vereinigten Staaten und von dem Feuer in der Ausführung derselben gegen Asiens ungeheuere Macht abhieng; so mußten auch diese beiden Stücke natürlich das Studium und die Bestimmung aller griechischen Jünglinge ausmachen. Selbst die Noth-

wendigkeit beständiger Bündnisse zwischen den verschiedenen Staaten entweder bei innern Kriegen gegen einander selbst, oder bei ihrer Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind (den König von Persien) erhielt auch in der Folge den Eifer für das Studium der Beredtsamkeit und die Verbesserung der Sprache immer so wach, daß diese Künste sehr vervollkommnet wurden. Daher bediente man sich, seit der Gesandtschaft des Ulysses an den Hof des Peleus bis zur Gesandtschaft des Demosthenes nach Theben, hiezu immer der besten Redner, nicht der Krieger. Dieß erzeugte nun die höchste Nacheiferung und die größte Anstrengung, sich in dieser schönen Kunst besonders hervorzuthun. Dieser Umstand legte den Rednern stets die Verbindlichkeit auf, bei allen Verbesserungen ihrer Kunst die Natur des Menschen zu ihrem Führer zu wählen, bis die ganze Beredtsamkeit die höchste Stufe der Vollkommenheit erreichte, weil man in den verschiedenen Freistaaten Griechenlands nun eine Sprache redete und freies Gewerbe mit einander trieb, wodurch jede phantastische Mode, jede Manier des Vortrags der Willkühr verhütet wurde, die sich nicht in allen Freistaaten erblich machen konnte. Zwar hiengen die Freistaaten hartnäckig an ihren Dialekten; aber dies bewirkte nur einen unbedeutenden Unterschied in einer blos willkührlichen Sache, nämlich in dem Baue der künstlichen Wortsprache, während alle Republiken Griechenlands in jedem großen und wichtigen Stücke der natürlichen Sprache, z. B. in dem Gebrauche der Töne, Mienen und der Geberden mit einander übereinstimmten. Uebrigens waren die verschiedenen Dialekte Griechenlands nicht Verstümmelungen, oder Abweichungen von der Wahrheit und der Natur aller Sprache, sondern vielmehr besondere Schönheiten, auf welche jeder Freistaat stolz zu seyn Ur-

sache hatte und sie daher mit Eifer so cultivirte, daß nur die Eitelkeit anderer Freistaaten ihre allgemeine Aufnahme und die Vereinigung derselben zu der Masse einer einzigen Sprache verhütete, woran sich aber mehrere Schriftsteller nicht banden. Ueberdies trug auch theils die Versammlung der Amphiktyonen und die allgemeine Versammlung der Griechen bei den Olympischen Spielen, wo oft die schönsten Producte der Schriftsteller recitirt wurden, nicht wenig dazu bei, allem Natürlichschönen, Wahren und Guten Sanction zu geben, hingegen jede blos erkünstelte Verbesserung der Sprache und des Ausdrucks der Beredtsamkeit verbannend zu einem geläuterten Geschmacke allgemein zu verbreiten.

§. 75.

Man muß sich immer erinnern, daß, obgleich die Natur unsere edlern Fähigkeiten und Gemüthsbewegungen nicht mit einer schon gebildeten und so allgemein verständlichen Sprache, wie die animalischen Leidenschaften mit Zeichen und Ausdrücken, in einem so verhältnißmäßigen Grade versehen hat, sie uns doch den Stoff zu dieser Sprache verlieh und es dem vernünftigen Menschen überließ, diesen Stoff passend und nicht nach bloser Willkühr, oder Laune und Phantasie zu modificiren. Des Menschen Fleiß sollte auch hierin unter Leitung seiner Vernunft die angemessenste und wirksamste, mit der innern Natur des Menschenherzens am meisten übereinstimmende Modification dieses Stoffes nach Anleitung der animalischen Natursprache bewirken. Denn diese zeigt uns deutlich, daß Töne, Blicke und Gesten allein die thierischen Leidenschaften so andeuten und ausdrücken können, daß wir nach dieser Anweisung auch diese Zeichen auf alle geistigen Gemüthsbewegungen anwenden lernen können, zumal da in

den animalischen Leidenschaften diese Zeichen nach den verschiedenen Graden der erstern von der unmerklichsten bis zur heftigsten Aeußerung einer jeden auf das genaueste abgemessen sind. Dies lehrte nun den Menschen alle Verhältnisse der edlern Leidenschaften ebenfalls auf eben so genaue Grade bestimmen. Die Natur machte die Zeichen jener Leidenschaften allgemein verständlich, indem sie dieselben allen Menschen gab und hiedurch dem Menschen den Weg zeigte, wie er die Zeichen der Rührungen in Gesellschaft mit seinen Nebenmenschen durch Uebereinkunft und Gewohnheit eben so allgemein verständlich machen könne, welches leicht möglich war, da wir es auch in der künstlichen Wortsprache unserer Ideen bei gehöriger Aufmerksamkeit so bewirken, daß ohne diese Uebereinstimmung in dem Gebrauche der Wortzeichen unsere Gespräche unverständlich seyn würden. Daher suchte man durch eine gleiche Uebereinstimmung in dem beständigen Gebrauche derselben Zeichen der Rührungen auch allgemein verständlich zu werden.

Doch ist zwischen der Bestimmung der Wortsprache und der Ton- und Geberdensprache der wichtige Unterschied, daß die letztere Sprache von Natur die Kraft der Gemüthsrührungen besitzt, die Wortsprache aber nicht, sondern blos die Kraft, Ideen zu erwecken, deren Vereinigungen willkührlicher, als die der Töne und der Geberden sind. Denn, verbindet man z. B. diejenigen Töne und Geberden, welche angenehme und lebhafte Rührungen ausdrücken, mit Worten des Schmerzes, Kummers und Unglücks, oder umgekehrt die der letztern mit Worten der Freude; so verfehlen diese Zeichen nicht nur ihren Zweck, sondern beide Sprachen arbeiten auch einander gerade entgegen, weil bei einer aus Unachtsamkeit und

Gewohnheit eingeführten Disharmonie ein fremdes Ohr bei falschen Tönen glauben muß, wer so rede und solche unangemessene Töne mit ähnlichen Gesten brauche, sey immer entweder in Furcht, Angst und Wuth, oder immer in Freude und Fröhlichkeit. Allein so war es in dem Lande der Beredtsamkeit nicht, wo man alle bedeutungslosen, phantastischen und widersinnigen Ausdrücke der Töne und Geberden sorgfältigst vermied, hingegen alle Zeichen der edlern Herzensrührungen nach den aus Beobachtungen der menschlichen Geistesnatur gezogenen Gründen eben so genau zu bestimmen suchte, als die Zeichen der thierisch sinnlichen Leidenschaften, damit die erstern gleich den letztern in ihrer Art gleiche Wirkungen hervorbringen und allgemein verständlich werden konnten. Man hatte durch Uebung und aufmerksame Beobachtung schon bemerkt, daß hiezu die menschliche Natur selbst die Materie darbot. Niemand konnte bei der Empfindung einer einfachen Rührung, sobald er von dem Einflusse der Mode, oder üblen Gewohnheit noch frei war, wegen der Art des Ausdrucks der Rührungen in Verlegenheit gerathen, weil ihn seine Natur damit eben sowohl versahe, wie bei den thierischen Leidenschaften, nur daß sie bei den letztern auch die genauen Verhältnisse bestimmte, bei den erstern aber es den sorgfältigen Nachforschungen des Menschen überließ. In den letztern waren die Zeichen schon ihrer Natur nach allgemein deutlich und brachten genau ähnliche Wirkungen hervor; in den erstern hingegen erforderten sie eine Art von Vortrage und von allgemeinem Gebrauche, wie die Worte, um ihre Bedeutung genau bekannt zu machen und verhältnißmäßige Wirkungen hervorzubringen. Doch bei den zusammengesetzten Gemüthsrührungen mußten durch Kunst die verschiedenen Arten der den einfachen Rührungen eige-

nen Töne und Geberden, aus denen die zusammengesetzten gebildet waren, nach den verschiedenen Graden ihrer Wirkungen mit einander vereinigt werden, um so mehr, da die animalischen Leidenschaften alle einfach sind und alle Zeichen derselben von der Natur selbst in dem gehörigen Verhältnisse regelmäßig bestimmt werden konnten, während viele der menschlichen Gemüthsrührungen zusammengesetzt sind und aus den vereinigten Wirkungen nicht blos der Sinne, sondern auch des Verstandes und der Einbildungskraft bestehen. Die Verbindung dieser verschiedenen Ausdrucksarten mußte daher dem menschlichen Fleiße und Verstande überlassen werden, um die verschiedenen Grade dieser Ausdrücke der Gemüthsrührungen mit Freiheit abzumessen. Zur genauen Erforschung dieses Verhältnisses boten alle öffentlichen Redner Griechenlands ihre ganze Geschicklichkeit auf und nach dem Probiersteine der Erfahrung wurden diejenigen Redner, welche die nachdrücklichsten Wirkungen und gerade die beabsichtigten Rührungen in den Zuhörern am besten hervorbrachten, als die besten Redner anerkannt, gerühmt und allgemein nachgeahmt. Daher wurden auch diejenigen Töne, Blicke und Gesten, welche mit der menschlichen Natur am meisten übereinstimmten, die größte Energie besaßen und den verschiedenen Rührungen am angemessensten waren, allgemein angenommen, verstanden, empfunden und mit eben so geringer Abänderung, als bei den Worten, durchgängig angewandt.

§. 76.

Auf solche Art erhielt selbst mitten in Kriegstumulten die Sprache und mit ihr die ganze Beredtsamkeit Stärke und Wachsthum. Aber, um sie ganz vollkommen und für jede Gelegenheit geschickt zu machen, fehlten ihr noch

manche Feinheiten, die Politur der letzten Hand, die sie nach der Besiegung des Xerxes im Frieden erhielt, wo nun die Griechen, befreiet von der Furcht vor der Persischen Macht, Muße gewannen, sich den Künsten des Friedens, dem Studium der Wissenschaften und der Ausbreitung des Handels zu widmen. Diese Künste blüheten nun besonders in Athen wegen der dortigen Staatsverfassung auf und gelangten zu einem hohen Grade von Vollendung. Die Beredtsamkeit, (Schwerdt und Schild ablegend) erschien in der lieblichern Gestalt und in dem Gewandte des Friedens; alle sanften häußlichen Empfindungen, alle Feinheiten eines zarten Gefühls, alle lebhaften Scherze der Einbildungskraft und alle Wirkungen des Lächerlichen hatten bei den lebhaften, freien Griechen nun auch freien Lauf; für alle diese Rührungen wurden verschiedene natürliche und künstliche Zeichen nach denselben Grundsätzen, Erfahrungen und Verhältnissen bestimmt, wie für die vorigen.

Dritte Periode
der Declamation von ihrer Blüthe bis zu ihrer Reife unter Griechen und Römern.

§. 77.

Wegen ihrer grenzenlosen Freiheit überließ sich jeder Grieche von Geist und Bildung seinem eigenen Genie und schränkte sich auf diejenige Sphäre ein, für welche ihn seine natürlichen Talente bestimmten, so daß unter den Griechen jede menschliche Fähigkeit zur höchsten Vollkommenheit gebracht werden konnte, da sich jeder einzelne bestrebte, seine im vorzüglichsten Grade eigenthümlichen Fähigkeiten vorzüglich zu erhöhen und sich auszu-

zeichnen, um nicht dem Hohngelächter über ein Stümperwerk Preis gegeben zu werden. Gewohnheit hatte unter ihnen keine Vorurtheile eingeführt, welche ihr Auge umnebelten; von ihrer Jugend an lag die wahre Natur vor ihren Augen und sie wuchsen mit ihr in eben so vertrauter Bekanntschaft auf, als mit irgend einem andern äußern Gegenstande. Ihr Urtheil über dieselbe war mehr Gefühl, als Ueberlegung, mehr Wahrnehmung, als Untersuchung, ihre Kenntniß von derselben folglich intuitiv, nicht demonstrativ. Sie sahen, hörten und empfanden sie in der allgemein verständlichen und ausdruckvollsten Sprache derselben, so daß sie die Rührungen des Gemüths genau kennen lernten, jede Feder der Leidenschaft in der Hand hatten und dieselbe nach Gefallen spannen, oder nachlassen konnten. Hieraus entsprang ihre genaue Kenntniß des menschlichen Herzens, welche sie aus dem Originale (dem großen Buche der Gesellschaft selbst) schöpften, das von der Natur selbst in solchen Charakteren, die ihren Archetypen vollkommen entsprachen und weder verkannt, noch misverstanden werden konnten, geschrieben worden war, weil sie nur sehr wenig geschriebene und noch gar keine gedruckten Bücher kannten.

§. 78.

Von Kindheit an zu nichts gewöhnt, als was rein, schön, recht und natürlich war, wuchsen sie in der Kenntniß des richtigen Vortrags auf, welche nun ein Theil ihrer natürlichen Anlage wurde. Zu ihrer Leitung bedurften sie daher auch keiner leitenden Regeln, keiner Grundsätze der Kritik, sondern hatten ein rascheres und sicheres Kriterium, nämlich ihr geläutertes Kunstgefühl, nach dem sie alles beurtheilten; mit dieser Hauptsaite stand alles Richtige, Wahre und Schöne des Vortrags im Einklange und brachte Har-

monie hervor. Daher hatte jeder einen Probierstein der Wahrheit und Schönheit in seiner Brust, welcher für die Prüfung der Zeichen aller Rührungen eben so untrüglich sicher war, als es die Magnetnadel für den Pol ist. Einfache und unverdorbene Natur, von allen auf gleiche Weise empfunden und beurtheilt, traf man bei Gelehrten und Nichtgelehrten jedes Standes an. Daher empfanden sie jede Unrichtigkeit im Tone und in den Geberden eben so leicht, wie wir die orthographischen Fehler und Sprachunrichtigkeiten in der Schriftsprache. Bei dem geringsten Fehler der Aussprache der Sylben und Worte nach ihrer natürlichen Quantität, oder nach ihrem Ton- und Geberdenausdrucke stand die ganze Versammlung dagegen auf. Vermöge der Uebereinstimmung aller Redner in dem Gebrauche dieser Zeichen, welche eben so gleichförmig und allgemein angewandt wurden, als die Zeichen der natürlichen Sprache, gewährte die Gewohnheit ein eben so sicheres und allgemeines Kriterium für dieselben *).

---

*) Auf solche Art besaßen die Griechen wirklich jene Beurtheilungskraft, jene anschauliche Wahrnehmung alles Schicklichen, Schönen, Wahren und Irrigen, welche die Neuern in dem Geschmacke gefunden zu haben wähnen. Das auf die menschliche Geistesnatur selbst fest gegründete Kriterium der Alten war bei allen dasselbe und wirkte auch bei allen auf gleiche Art. Selbst Fremde in Athen suchten sogleich dessen Schönheit und fühlten die Stärke desselben. Daher erwecken die noch vorhandenen Werke der Griechen in uns allen in demselben Verhältnisse unsere Bewunderung, in welchem wir von Vorurtheilen befreit und fähig sind, die Natur in ihrer wahren Gestalt kennen zu lernen. Sie wirken auf Verstand und Herz aller Menschen und werden auch so lange dauern,

§. 79.

In Athen waren alle wesentlichen Vorzüge des Vortrags zu Hause; selbst der gemeinste Mann verstieß in gesellschaftlichen Unterhaltungen nie gegen richtige Articulation und Pronunction; die geringsten Bürger waren in Ansehung des feinen Gehörs den größten Rednern gleich. Um nun einem so gebildeten Volke zu gefallen, war die Macht der Beredtsamkeit im höchsten Grade nöthig, welche die edelsten Fähigkeiten voraussetzt, die man durch Geschicklichkeit und Uebung zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat. Zu einem Redner wurde daher erfordert, 1) daß er nicht nur eine allgemeine Kenntniß von gesellschaftlichen und politischen Dingen besaß, sondern auch dieselbe ohne Schwierigkeit andern mittheilen konnte, wenn er aufgefordert wurde, seine Gedanken über einen Gegenstand, oder über eine öffentliche Berathschlagung augenblicklich zu entwickeln, sie bis in das kleinste Detail mit größter Ordnung zu verfolgen, sie in die schicklichsten Worte gekleidet vorzutragen und diese Worte wieder so geordnet zu vertheilen, daß sein Vortrag Stärke und Anmuth erhielt; 2) daß er die Leidenschaften und Empfindungen vollkommen in seiner Gewalt hatte, jede Saite derselben eben so genau, wie der Lautenschläger die Saite einer Laute, zu berühren wußte, alle Arten der Rührung in seinen Zuhö-

---

als es noch gesunden Verstand und fühlbare Herzen giebt, oder so lange noch eine ewige Regel des Wahren und Schönen herrscht, während die neuern Werke des Geschmacks mit jeder Veränderung desselben vergehen, welche jeder neue Künstler hervorzubringen vermag, der das Talent besitzt, die Einbildungskraft entweder in einem solchen Grade, oder auf eine neue Weise zu fesseln.

rern erwecken, sie mit Heiterkeit begeistern, oder mit Schwermuth umnebeln konnte, folglich im Stande seyn mußte, sie zum Lachen, oder Weinen, zur Liebe, oder zum Hasse, zur Begierde und zum Abscheu nach Gefallen zu reitzen, zum Mitleid zu bewegen und zur Angst zu empören, bald Hoffnung und Furcht, bald Schaam und Reue, kurz, jede Leidenschaft des Menschen zu erregen. Außerdem mußte durch seinen ganzen Vortrag eine gewisse unnennbare Grazie und Eleganz der Manier herrschen, bisweilen ein feiner Zug von Witz und Scherz vorkommen und das Ganze mit jenem attischen Salze gewürzt seyn, welches das Ganze noch mehr hob. Dieß alles mußte mit so viel Leichtigkeit und Ungezwungenheit geschehen, daß dabei nicht der geringste Anschein von Kunst sichtbar wurde, von welcher der geringste Schein, wie Sauerteig, die ganze Rede verdorben haben würde. Die glückliche Erreichung dieses hohen Zieles war daher auch in dem ganzen Verfolge der Erziehung der Hauptgegenstand ihrer Aufmerksamkeit, weil man nur auf diesem Wege zu den höchsten Ehrenstellen, zu Ansehen und Macht gelangen konnte, wozu weder Empfehlung, noch Credit, noch List und Kunst zu verhelfen vermochte. Jeder mußte seine Talente und Kenntnisse vor unbestehlichen Richtern von der größten Urtheilskraft enthüllen, die ihm weiter keine Vorzüge zugestanden, als die er öffentlich zu beweisen im Stande war. Entfernte Zeichen von Weisheit galten hier nichts; jeder war verbunden, den ganzen Reichthum seiner Seele dem Auge vorzulegen, wornach er geschätzt wurde. Deswegen war ihre Begierde nach Kenntnissen und Fertigkeiten, sie auf die leichteste, deutlichste und kraftvolleste Art andern mitzutheilen, grenzenlos. Diese beiden Stücke (Kenntniß und Stärke) sind die größten Zierden des Men-

schen und die charakteristischen Kennzeichen, wodurch sich derselbe von den übrigen Thiergattungen unterscheidet und jene goldne Periode hervorbrachte, welche zur Ehre der menschlichen Natur von der Vorsehung bewirkt worden zu seyn scheint, um zu zeigen, zu welcher Vollkommenheit die Menschheit empor steigen könne. Die Griechen boten alle ihre Kräfte zur möglichst größten Cultur der Sprache und ganzen Beredtsamkeit auf, weil sie wohl einsahen, welcher Schönheit, Größe und Stärke der Mensch fähig sey, weil er durch sie nicht nur alle geistigen und körperlichen Bedürfnisse befriedigen, sondern sich auch Millionen Menschen mittheilen und sein Andenken ewig erhalten, alle Gefühle ausdrücken und andere hiedurch zu ähnlichen Gefühlen sympathetisch stimmen könne.

§. 80.

Was wir daher noch jetzt von den herrlichen Wirkungen der äußern und innern Beredtsamkeit (der Declamation und Redekunst) bei den beiden aufgeklärtesten Völkern des begeisterten Alterthums (den Griechen und Römern) vernehmen, setzt die meisten Personen unter uns bei dem ersten Anblicke mit Recht in Erstaunen, weil es wie Legenden und Sagen aus einer der unsrigen ganz fremden Welt klingt, folglich nur noch von dem fein gebildeten Sinne der ganzen griechischen Nation für den declamatorisch schönen Vorschlag übertroffen wird, indem alle Griechen jeder Volksclasse ein so fein gebildetes Gehör besaßen und daher durch einen einzigen Mißton so beleidigt werden konnte, daß sie sogar den (durch eigene rastlose Anstrengung zum größten Redner Athens und ganz Griechenlands sich selbst ausgebildeten) Demosthenes bei seinem ersten vorwitzigen Erscheinen auf der Rednerbühne daselbst, ehe er sich noch eine vollkommen richtige Aussprache erworben hatte,

von dem Rednerstuhle mit höhnender Verachtung herabwiesen und seiner Rede weder ihr Ohr leihen, noch deren Wirkungen ihr Herz eher wieder mit Freuden öffnen wollten, als bis er seine Aussprache und ganze Declamation auf das vollkommenste ausgebildet haben würde. Daher ist ein großer Redner einer Nation bei weitem keine so auffallend wichtige und seltene Erscheinung, als eine ganze Nation, wie die griechische war, in welcher auch das gemeinste Volk eben so wohl, als der vornehmste und gebildetste Mann, ein so fein kritisches Ohr besaß, daß z. B. selbst eine gemeine Kräuterfrau in Athen den berühmten Theophrast, welcher daselbst seit mehrern Jahren sich in der attischen Aussprache mit glücklichem Erfolge und Eifer geübt hatte, sogleich für einen nach dem Preise ihrer Waare fragenden Ausländer erkannte und ihn daher einen Fremdling nannte, „weil er zu attisch (zu regelmäßig ohne hinlängliche Geschmeidigkeit und Feinheit) spräche.“ Woher nun dieses sonderbare Phänomen und wohin ist es so ganz verschwunden, daß wir auch unter uns kaum noch eine leise Spur davon zu entdecken im Stande sind? — Dieses Phänomen war 1) eine Folge der Freiheit Griechenlands und Roms, 2) eine aus dem Mangel an allgemeiner Lesefertigkeit entsprungene natürliche Folge und Frucht der Nothwendigkeit, alle öffentlichen und Privatangelegenheiten, Staatsverhandlungen u. dgl. blos vermittelst schöner Reden zu betreiben und durchzusetzen, weil nur die wenigsten Staatsbürger, welche doch alle an öffentlichen Angelegenheiten und Staatsverhandlungen Antheil nehmen sollten und wollten, aus Mangel an Gelegenheit, lesen und noch weniger schreiben zu lernen, wirklich lesen und schreiben, folglich auch die meisten an keinen schriftlichen, sondern nur an mündlichen Verhand-

lungen aller öffentlichen und Privatangelegenheiten Theil nehmen konnten, welche daher auch nur mündlich (durch schöne Reden) betrieben werden durften. Denn da Griechen und Römer noch keine gedruckten, sondern blos geschriebene Bücher, Reden, Gedichte, Geschichtserzählungen und Theorien haben konnten, welche sich aber durch Schreiben weit weniger vervielfältigen lassen, als durch den Druck; da ferner die Verfasser selbst ihre geschriebenen Geistesproducte nur ihren vertrautesten Freunden vorlasen und mittheilten, die Schriftzüge des Schreibens aber immer wandelbar und individuell bleiben, ohne jemals eine solche stets unveränderliche Form, wie die Druckbuchstaben, erhalten zu können; so gab es bei so wenigen und schwer zu erhaltenden Schriften auch weit seltener, als bei uns seit Erfindung der Buchdruckerkunst, Gelegenheit, Schriften zu bekommen, lesen zu lernen und sich in der Lesekunst zu üben, mit welcher daher auch die Schreibekunst von den meisten Personen unter den Griechen und Römern so vernachläßigt wurde, daß bekanntlich z. B. sogar ein des Schreibens unkündiger atheniensischer Bürger den Aristides, welchen er nicht kannte und ihn doch durch seine Namensunterschrift verbannen helfen wollte, bitten mußte, seinen eigenen Namen selbst auf das hiezu bestimmte Täfelchen zu schreiben. Daher hatte man auch in Griechenland und Rom besondere Vorleser, welche dem in die Stadt kommenden und des Lesens unkundigen Volke die auf Tafeln geschriebenen Gesetze vorlesen mußten.

1) Also vorzüglich aus dem Grunde des Mangels an allgemeiner Lesefertigkeit unter den alten Griechen und Römern mußten alle gerichtlichen und öffentlichen Verhandlungen über persönliche und nationelle Angelegenheiten blos mündlich (vermittelst der Reden) betrieben werden, wo-

durch aber die ganze Beredtsamkeit und selbst das Gehör nebst dem Geschmacke an allem Schönen an Ausbildung unendlich gewann. Denn da alle Staats- und Privatangelegenheiten blos öffentlich durch mündlichen Vortrag verhandelt und durchgesetzt werden mußten, der beste Redner aber, welcher in der Beredtsamkeit seine Gegner übertraf, allein seine Absicht glücklich erreichen, den Sieg davon tragen, sich Ehre, Ruhm, Ansehen, Reichthum, Einfluß und Macht erwerben konnte; so legten sich zuerst vorzüglich die Vornehmsten im Volke von Jugend an auf die Beredtsamkeit und boten alle Mittel, Kunstgriffe und List auf, ihren Zweck glücklich zu erreichen, ihre Gegner durch schöne Reden zu übertreffen und zu besiegen *).

2)

*) Doch diese blos aus Mangel an Fertigkeit im Lesen und Schreiben zuerst entsprungene Nothwendigkeit so vieler öffentlichen Reden war freilich auf der einen Seite für die Ausbildung der Beredtsamkeit freier Griechen und Römer sehr vortheilhaft, auf der andern Seite aber kein Vorzug ihrer Staatsverfassung vor der unsrigen, in welcher bei der seit Erfindung der Buchdruckerkunst allgemein leicht verbreiteten Fertigkeit im Lesen und Schreiben wenigstens die Hauptsachen größtentheils nur schriftlich verhandelt und durchgesetzt werden können und müssen, welches unstreitig für Wahrheit und Recht weit vortheilhafter ist, als der blos mündliche Redevortrag, dessen blos ausgesprochene Worte oft mit ihrem Schalle in ihrem Zusammenhange größtentheils verschwinden, folglich nicht so bleibend sind, wie die schriftlichen, welche sich von allen Seiten prüfen lassen. Freilich sind die schriftlichen Verhandlungen für die Cultur aller Beredtsamkeit nicht so günstig, als die mündlichen; aber auch wir besitzen in unsern Staaten noch Gelegenheit genug, uns in dieser schönen Kunst durch

2) Da nun blos der vollendete Redner siegen, die Gemüther der Volksmenge nach seinem Willen lenken, sich hervorthun und geltend machen, sich Ehre, Ansehen, Einfluß und Reichthum erwerben, sich sogar zur höchsten Macht und Würde im Staate emporschwingen konnte; so war gerade die Rednerbühne der einzige Ort, auf welchem der Republikaner blos durch Beredtsamkeit seinen Patriotismus oft noch weit mehr zu bewähren vermochte, als durch die größte Tapferkeit auf dem blutigen Schlachtfelde. Daher schlugen alle großen Männer Griechenlands und Roms diesen Weg der Beredtsamkeit auf ihrer politischen Laufbahn ein, z. B. selbst ein Perikles, Alkibiades, Demosthenes, Cicero u. a.

3) Bei ihren häufigen öffentlichen Reden lernte selbst die versammelte Volksmenge die verschiedenen Grade der Vortrefflichkeit ihrer Redner sehr bald unterscheiden, wodurch sogar der gemeinste Mann seinen Sinn für den declamatorisch schönen Vortrag übte, seinen Geschmack überhaupt bildete und ihn mit dem feinen Gehöre um so leichter erhöhen konnte, je mehr die Redner wegen des preisvollen Sieges durch Gegenreden mit einander in einer Art von Wettkampfe auf Leben und Todt stritten, um hierdurch den höchsten Preis der Ehre, Macht, Hoheit und Herrschaft, des Ansehens, Reichthums und großen Einflusses zu erwerben, wobei alle Kräfte und Kunstgriffe zur glücklichen Eroberung des Sieges aufgeboten wurden.

4) Wegen dieser großen Wichtigkeit und unentbehrli-

Vorlesen, Sprechen und Lehren, uns auf der Redner- und Schaubühne zu üben und auszuzeichnen, wie ich in dem Systeme der Declamation gezeigt habe.

chen Nothwendigkeit eines sehr hohen Grades von Beredtsamkeit in Griechenland und Rom ließen zuerst die vornehmern Ältern im Volke ihre zu Staatsämtern bestimmten Söhne schon von Jugend auf von verschiedenen Lehrern in der melodisch schönen Aussprache oder Pronunciation, worunter sie im weitesten Sinne die ganze Declamation verstanden, so wie in der Beredtsamkeit überhaupt, fleißig unterrichtend üben, worin ihnen auch die übrigen Volksclassen sehr bald nachfolgten, wodurch eben der fein ausgebildete Sinn für den declamatorisch schönen Vortrag in allen Volksclassen Griechenlands und Roms allmahlig verbreitet, folglich das oben genannte auffallende und höchst seltene Phänomen einer ganzen Nation, im Schönheitsgefühle geübt, herbei geführt wurde. Denn je wichtiger die Kenntniß und Kunstfertigkeit in der Haltung schöner Reden war, desto mehr suchte man auch schon bei der Erziehung der früheſten Jugend darauf hinzuarbeiten. Daher zerfiel die griechische und römische Erziehungskunst in zwei Theile, in Gymnastik und in Musik.

Zur Gymnastik rechnete man alle kriegerischen Uebungen, z. B. Ringen, Fechten, Reiten, Wettrennen, folglich lauter Vorübungen (Progymasmen), welche dem Körper des jungen Griechen und Römers Stärke, Kraft, Geschmeidigkeit und Gewandtheit geben konnten. Zur Musik (im weitesten Sinne) hingegen gehörte vorzüglich alles, was überhaupt den Sinn der Griechen und Römer für alles Schöne in der Natur und in der Kunst üben und schärfen lehrte, folglich den Geschmack bildete und jeden in den Stand setzte, die Vortrefflichkeit aller schönen Kunstproducte, mithin auch selbst schön gehaltener Reden und gut dargestellter Stücke auf der Schaubühne zu entdecken, zu erkennen und zu genießen, was folglich auch jedem durch

seine Talente zur Kunst Auserkohrnen im Volke Veranlassung gab, die schöne innere Kraft in der schöpferischen Hervorbringung schöner Kunstwerke aller Art thätig hervortreten zu lassen, so daß auf diese Art die Musik (im weitesten Sinne) bei den Griechen und Römern selbst die Theorien der schönen und bildenden Künste, mithin auch der ganzen Beredtsamkeit enthielt; selbst die Grammatik und Rhetorik waren hievon nicht ausgenommen.

5) Daher empfieng die Declamation der Alten schon von dem fleißigen Studieren ihrer Sprachlehre nicht nur Richtigkeit, Wahrheit, Verständlichkeit und Deutlichkeit, sondern auch Anmuth, Grazie, Zierlichkeit, Wohllaut und Schönheit, weil ihre Grammatik auch den Sinn jeder Schrift (besonders der Gedichte), mithin auch die wahre Bedeutung und Aussprache der Worte genau angab.

6) Die Schüler der Beredtsamkeit, welche sich durch diese Kunst in Griechenland und Rom zur höchsten Macht und Würde empor schwingen konnten, gewöhnten auch daher ihr Ohr schon so frühzeitig an die größte Feinheit und Zierlichkeit der Aussprache, worin sie von allen Personen einer guten Erziehung sehr bald nachgeahmt wurden und ihre geläuterte Aussprache durch alle Volksclassen leicht verbreitet sahen, worin auch wir die Alten nachzuahmen suchen sollten! — Dieselbe Urbanität der Aussprache forderte daher Cicero ebenfalls in der eigenthümlich römischen Mundart.

7) Auf das Sprachstudium vorzüglich der Griechen hatte demnach das damit verbundene Studium der Musik einen so wohlthätigen Einfluß, daß z. B. Plutarch (in seinem Dialoge über die Musik) dieses vereinigte Studium auch auf die menschliche Stimme anwandte und deswegen sagte: „Der Ton der Stimme ist die Wirkung einer er-

„schütterten Luft, welche dem Gehöre fühlbar wird, Gram„matik hingegen die Kunst, durch Linien und Züge die ver„schiedenen Töne (nach Art der Musik) zu bezeichnen und „für die Erinnerung aufzubewahren.“

8) Überhaupt waren die Herzen der Griechen von jeher für den Einfluß der Musik so offen, daß sie dieselbe nicht nur im Geiste, wo sie Ordnung und Schönheit wahrnahmen, zu hören glaubten, sondern auch die Welt nach Accorden mit Pythagoras sich bewegen ließen, welcher vorgab: „die Welt sey nach Art einer Leyer zusammen „gesetzt.“ Dieses Gefühl der Musik, welches sich in der Natur der griechischen und römischen Sprache leicht ganz verweben konnte, verlieh ihrer Declamation große Feierlichkeit, einschmeichelnde Laute, Grazie und Schönheit. So erzählt auch Cicero: „Ein Redner habe nach der Flöte „den Ton seiner Stimme geleitet.“ Von der Wirkung der Musik durchdrungen, forderte daher Cicero auch: „daß „die Perioden im Hersagen einen dunkeln Gesang, eine „gewisse Melodie ahnen lassen sollen —“. Daher mußten die numerusvollen Perioden der Griechen und Römer im mündlichen Vortrage von selbst melodisch und musikalisch fallen, weil ihre Glieder im Grunde verschiedene Takte sind, in denen sich ein Gedanke von dem andern mit Deutlichkeit trennt und das Ähnliche mit dem Gleichartigen auch ähnlich tönen läßt. Mit diesem melodisch ausgebilden Gehöre, feinem Geschmacke und Taktgefühle lasen und declamirten nun die Griechen (so wie späterhin zum Theil auch die Römer) die schönsten Stellen ihrer herrlichsten Dichter nicht nur öffentlich, sondern selbst auch bei Gastmahlen, wo sie besondere Vorleser hielten. So viel thaten Griechen und Römer für ihre Aussprache und Beredtsamkeit überhaupt! — Wohlan, lasset uns ein Gleiches thun!

9) Ein äußerst wichtiger Theil der Musik (im weitesten Sinne) der Griechen und ihrer ganzen Erziehung, welche die Römer nachahmten, war daher die mit der innern Beredtsamkeit oder Redekunst (Rhetorik) verbundene äußere Beredtsamkeit (Declamation) in Vereinigung mit der Geberdenkunst (Mimik) und der eigentlichen Musik im engern Sinne. Die alten Griechen und Römer, welche demnach alle diese vier Stücke, die zu ihrer Beredtsamkeit überhaupt, (als zu einem gemeinschaftlich vereinigten Ganzen) gehörten, mit einander auf das innigste verschmolzen, nannten daher dieses harmonisch verbundene Ganze der Beredtsamkeit die Vortrags- oder Darstellungskunst (Hypokritik, Declamatorik), welche man bei ihnen nicht allein in Hervorbringung von Meisterreden auf der Redner- und Schaubühne ausübte, sondern sie auch zum Theil nach gewissen Regeln lehrte.

10) Zu dieser Declamir- oder Vortrags- und Darstellungskunst (Hypokritik) brachte also nun der junge Grieche und Römer einen durch gymnastische Anstrengungen schon geübten, hinlänglich gestärkten und kraftvollen Körper, weite Lungen und langen Athem zur Haltung so leidenschaftlicher langer Reden mit, von denen oft nicht blos ihr eigenes Ansehen und Wohl, sondern auch Wohl und Weh mehrerer tausend Familen, ja selbst die Ehre und Macht, das Wohl und die Freiheit der ganzen Nation abhiengen, zu deren Ohren von so vielen Tausenden solche Reden oft dringen mußten! —

11) Griechen und Römer vernachläßigten aber auch die zur ganzen Declamir- und Darstellungskunst nöthige Cultur der innern Beredtsamkeit und ihrer Sprache überhaupt keinesweges, sondern boten alle Mittel und Wege,

Zeit und Kräfte, Mühe und Anstrengung zu deren möglichst größter Vervollkommnung auf.

12) Selbst das geringere Rednertalent fieng an, durch verschiedene Mittel in dieser Kunst sein Glück zu versuchen, größere Kraft durch höhere Reitzmittel zu bewirken und alle Kräfte aufzubieten, dem Ohre zu schmeicheln, die Phantasie zu fesseln, die Aufmerksamkeit der Menge zu erregen und die ganze Declamatian durch wohl proportionirte Töne harmonischer zu machen.

13) Bei der griechischen Nation, deren Sprache selbst im täglichen Umgange sehr musikalisch gebildet wurde, machte auch die Musik verhältnißmäßige Fortschritte, indem die Meister dieser Kunst den Gebrauch der Accente unveränderlichen Gesetzen so unterwarfen, daß nun alle öffentlichen Redner mit einander sehr bald in dem Gebrauche der Accente übereinzustimmen suchten, woran sich auch die Zuhörer so bald gewöhnten, daß in kurzer Zeit eine melodisch musikalische Sprache durch alle Volksclassen Griechenlands verbreitet wurde.

14) Nach der Civilisation der Bewohner Griechenlands, welches von der Natur selbst zur Erlangung der größten Vollkommenheit bestimmt zu seyn schien, wurde bekanntlich dieses Land sehr bald in verschiedene kleine Republiken getheilt, wo in jeder die Freiheit für die höchste Angelegenheit galt und man sich nicht durch Gewalt, sondern blos durch Ueberredung beherrschen ließ. Daher war die Ueberredungskunst die größte Macht eines griechischen Staatsbürgers, welche von der nachdrucksvollen Kraft der Rede abhieng, die daher mit der Sprache auf den höchsten Gipfel der Vollendung gebracht wurde. Um andere zu überreden, mußte man ihnen natürlich erst zu gefallen und sie zu rühren suchen. Deswegen suchte man die Natur-

sprache der Leidenschaften durch solche Töne, Blicke und Gesten, welche die Kraft zu rühren und zu überreden besitzen, folglich die äußere Beredtsamkeit oder Declamation außerordentlich zu cultiviren und allgemein beliebt zu machen.

15) Daher wurde in Griechenland die ungetheilte Aufmerksamkeit für den mündlichen Vortrag so sehr verwendet, daß die Griechen von der unter ihnen überdieß nur wenig bekannten Schreibekunst keinen andern Gebrauch machten, als daß sie hiedurch ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kamen und die Beredtsamkeit (als einziges Mittel der Mittheilung seiner schön auszudrückenden Gedanken und Empfindungen) möglichst ausbildeten.

16) Deswegen mußten die Griechen hiebei die Natur überall zur einzigen Führerinn wählen; denn sie wollten das menschliche Herz rühren, welches nur durch Naturtöne der Leidenschaften und durch passende Geberdenausdrücke möglich ist.

17) In ihren Freistaaten besaßen die Griechen aber auch alle möglichen Mittel, sich mit einem hinlänglichen Reichthume diese Natursprache zu versehen, welche keine andere Nation in gleichem Grade besaß. Denn das lebendige Buch dieser Natursprache wurde ihnen so vollständig geöffnet, daß sie aus ihm die kraftvollesten und schönsten Ausdrücke der Töne, Pausen und Geberden wählen konnten, da die freien Seelen der Griechen mit aller Lebhaftigkeit und Energie sich furchtlos ausdrückten, jeder Rührung freien Lauf ließen und jede Empfindung, jede Gemüthsbewegung, jede Leidenschaft entweder durch sichtbare, oder durch hörbare Zeichen, oder durch harmonische Vereinigung von beiden, nach Gefallen offenbarten.

18) Nun wurde bei dieser neuen Vervollkommnung

der Natursprache auch die künstliche Wortsprache ebenfalls unter Leitung der menschlichen Natursprachfähigkeit nicht vernachläßigt, welche die Elemente oder einfachsten Grundbestandtheile der Wortsprache, nämlich die Stimmtöne (Vocale) und Stimmlaute (Consonante) darbot. Da aber diese Sprachelemente, deren künstliche Zusammensetzung und Anwendung die Natur dem Fleiße des Menschen selbst überließ, in beiden zu ihrer Bildung nothwendigen Stücken (dem Schalle und der Zeit) sehr von einander unterschieden, einige dem Ohre angenehm, andere hingegen unangenehm sind und daher auch zu ihrer Aussprache eine längere, oder kürzere Zeit erfordern; so wurde hiedurch auch ein Unterschied in den Worten bewirkt, wovon einige zu dieser, andere zu jener Absicht geschickter sind. Auch hiebei blieb das Ohr der einzige Schiedsrichter und die Griechen wurden nun auf die richtige Modulation ihrer Wortsprache vorzüglich aufmerksam, um dem Ohre durch eine solche schöne Mannichfaltigkeit und Proportion aller Tonarten und Tonabänderungen vermittelst der Stimme möglichst zu schmeicheln. Sie suchten daher auch die Töne und Laute der Stimme sehr zu vermehren, weil von ihrer Menge die schöne Mannichfaltigkeit, ihre Proportion hingegen von den verschiedenen Graden oder Längen der Zeit abhängt, in welcher Töne und Laute hervorgebracht, gebildet und ausgesprochen werden. Da nun die Schönheit dieser Mannichfaltigkeit der Stimmtöne und Laute nebst deren Verhältnissen unter oder zu einander von der angemessenen Mischung und Verbindung in den verschiedenen Zusammensetzungen derselben abhieng, wobei auch der Verstand mit dem Gehöre zu Rathe gezogen werden mußte, weil die Worte der menschlichen Sprache nicht blos Töne und Laute, sondern auch sinnlich wahrnehmbare

Zeichen (Typen) von Ideen und Empfindungen sind; so stimmten von jeher die angehmen Töne ebenfalls mit den Ideen und Empfindungen gewöhnlich am meisten überein, die Laute hingegen mit allen widrigen Stimmtönen. Daher verweilte man in der Aussprache bei solchen Worten, welche wichtigere Ideen andeuteten, auch weit länger, als bei unbedeutendern und gleichgültigern. In der erstern Art von Worten waren die langen Vocale (z. B. a, e, i) und die Halblaute (z. B. l, m, n, r), in der zweiten Wortart hingegen die entgegensetzten (kurzen) Vocale und stummen Laute herrschend, in beiden Wortarten aber die zwischen ihnen in der Mitte stehenden durch gehörige Verwebung verhältmäßig gut anwendbar. Nach diesem Gesetze der menschlichen Geistesnatur bildete sich nun auch die Aussprache (Pronunciation) der Griechen endlich so vollkommen aus, daß wir dieselbe in keiner so großen Bestimmtheit und Schönheit bei allen übrigen Völkern bis jetzt wieder finden.

19) So lange Griechenland seine Unabhängigkeit behielt, wurden auch noch alle übrigen zweckmäßigen Maaßregeln außer den öffentlichen Berathschlagungen genommen, welche die größten Redner dirigirten und Aeltern veranlaßten, ihre zu Staatswürden bestimmten Söhne durch geschickte Lehrer hierin schon sehr frühzeitig unterrichten und gleichsam zur Beredtsamkeit erziehen zu lassen.

20) Da nun Griechenlands Freiheit von den weisen Beschlüssen der vereinigten Republiken und von dem Feuer in ihrer Ausführung gegen Asiens ungeheure Macht abhieng; so mußten auch diese beiden Stücke (Beredtsamkeit und schnelle Tapferkeit) das Studium und die natürliche Bestimmung aller griechischen Jünglinge ausmachen.

21) Auch die Nothwendigkeit der beständigen Bündnisse selbst zwischen den verschiedenen Freistaaten Griechen-

lands entweder bei innern Kriegen gegen einander, oder bei ihrer Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind (den König von Persien) erhielt in der Folge den Eifer für das Studium der Beredtsamkeit und der Sprachverbesserung immer so wach, daß diese schönen Künste außerordentlich vervollkommnet werden mußten. Daher bediente man sich vorzüglich seit der Gesandtschaft des Ulysses an den Hof des Peleus bis zur Gesandtschaft des großen Redners Demosthenes nach Theben hiezu immer nicht etwa der Krieger, sondern vielmehr der besten Redner, welches eben die größte Nacheiferung und Anstrengung erzeugte, sich in dieser schönen Kunst ganz besonders hervorzuthun und sich auch noch als Redner stets zu bestreben, bei allen Verbesserungen ihrer Kunst die menschliche Natur selbst zum Führer zu wählen, um auf den Menschen desto sicherer wirken zu können, bis endlich die ganze Beredtsamkeit ihre höchste Stufe von Vollkommenheit erreichte, weil man in allen griechischen Republiken nur eine Sprache redete und freies Gewerbe mit einander trieb, wodurch jede phantastische Mode, jede blose Manier des willkührlichen Vortrags verhütet wurde, ohne sich in allen Freistaaten erblich machen zu können.

22) Zwar hiengen die Republiken hartnäckig an ihren verschiedenen Mundarten (Dialekten); allein dieß bewirkte einen ganz unbedeutenden Unterschied in dem blos willkührlichen Baue der künstlichen Wortsprache, während alle griechischen Republiken in jedem wirklich großen und wichtigen Stücke der natürlichen Sprache, z. B. in dem Gebrauche der Töne, Pausen und Geberden miteinander übereinstimmten.

23) Ueberdieß trug auch theils die Versammlung der Amphiktyonen, theils die allgemeine Versammlung der

Griechen bei den olympischen Spielen, wo oft die schönsten Geistesproducte der Schriftsteller declamirt, oder doch recitirt wurden, nicht wenig dazu bei, allem Natürlichschönen, Wahren und Guten die gebührende Sanction zu geben, hingegen jede blos erkünstelte Verbesserung der Sprache und des Ausdrucks der Beredtsamkeit zu verbannen und einen geläuterten Geschmack zu verbreiten.

24) Die Natur machte nämlich die Zeichen jener Leidenschaften für den Menschen deswegen und dadurch allgemein verständlich, daß sie ihm ebenfalls dieselben ertheilte und den Weg zeigte, wie er alle Zeichen der Rührungen in der menschlichen Gesellschaft durch Uebereinkunft und endliche Gewohnheit eben so allgemein verständlich machen könne, wie er es selbst in der künstlichen Wortsprache der Ideen und Empfindungen bei gehöriger Aufmerksamkeit späterhin zu bewirken vermochte, so daß ohne eine solche Uebereinstimmung in dem Gebrauche der Wort- und Gedankenzeichen unsere Gespräche noch jetzt unverständlich seyn würden. Daher suchte man auch durch eine ähnliche Uebereinstimmung in dem beständigen Gebrauche dieser Zeichen der Rührungen ebenfalls allgemein verständlich zu werden.

25) In Griechenland hingegen, als in dem wahren Vaterlande ächter Beredtsamkeit, suchte man alle bedeutungslosen, phantastischen, widersinnigen Ausdrücke der Töne und Geberden sorgfältigst zu vermeiden, dafür aber alle Zeichen der edlern Herzensrührungen nach den aus Beobachtung der menschlichen Geistesnatur geschöpften Gründen eben so genau zu bestimmen, als die Zeichen der thierisch sinnlichen Leidenschaften, damit die erstern, wie die letztern, gleiche Wirkungen in ihrer Art hervorbringen und allgemein verständlich werden konnten.

26) Bei den zusammengesetzten Gemüthsbewegungen und Rührungen mußten die verschiedenen Arten der den einfachen Rührungen eigenthümlichen Töne und Geberden, aus denen die zusammengesetzten entspringen, nach den verschiedenen Graden ihrer Wirkungen mit einander deswegen durch geschickte Kunstgriffe vereinigt werden, weil alle thierischen Leidenschaften blos einfach sind und alle Zeichen derselben von der Natur selbst in dem gehörigen Verhältnisse regelmäßig bestimmt werden konnten, während viele von unsern Gemüthsrührungen zusammengesetzt sind und aus den vereinigten Wirkungen sowohl der Sinne, als auch des Verstandes, der Vernunft und der schöpferischen Einbildungskraft bestehen.

27) Zur genauen Erforschung dieses Verhältnisses boten nun auch alle öffentlichen Redner Griechenlands ihre ganze Geschicklichkeit auf und nach dem Probiersteine der Erfahrung wurden blos diejenigen Redner, oder Schauspielkünstler, welche die nachdrücklichsten Wirkungen und gerade die beabsichtigten Rührungen in den Zuhörern und Zuschauern am besten hervorzuzaubern wußten, als die besten Redner, oder Schauspielkünstler anerkannt, gerühmt, allgemein nachgeahmt und belohnt; folglich wurden auch ihre Töne, Blicke, Mienen und Gesten, (welche mit der menschlichen Natur am meisten übereinstimmten, die größte Stärke und Kraft besaßen, dabei auch den verschiedenen Herzensrührungen am angemessensten waren,) allgemein angenommen, verstanden, empfunden, nachgeahmt und mit eben so geringer Abänderung, als bei den Worten, zweckmäßig angewandt.

28) Auf solche Art erhielt die Sprache und ganze Beredtsamkeit selbst unter allen Kriegstumulten der Griechen und Römer stets Kraft und Wachsthum, so daß auch un-

ter den Römern nach Quinctilians Versicherung z. B. Cajus Carbo und selbst August im Lager während des Mutinischen Krieges in ihren Zelten declamirten.

29) Alle Künste und Wissenschaften blüheten nun besonders in Athen wegen der dortigen Staatsverfassung auf, reiften, trugen tausendfältige Früchte und gelangten zu einem sehr hohen Grade von Vollendung.

30) Die ganze Beredtsamkeit, Schwerdt und Schild ablegend, erschien nun wieder in der lieblichen Gestalt und in dem Gewande des Friedens; alle sanften häuslichen Empfindungen, alle Feinheiten eines zarten Gefühls, alle lebhaften Scherze der Einbildungskraft und alle Wirkungen des Lächerlichen hatten bei den lebhaften und freien Griechen nun auch ganz freien Spielraum; für alle diese Rührungen wurden verschiedene natürliche und künstliche Zeichen nach denselben Grundsätzen, Verhältnissen und Erfahrungen, wie für die vorigen, ganz fest bestimmt.

31) Wegen seiner grenzenlosen Freiheit überließ sich jetzt jeder Grieche (so wie späterhin jeder freie Römer) von Geist und Bildung, seinem eigenen Genie und schränkte sich vorzüglich auf diejenige Sphäre ein, für welche ihn seine natürlichen Talente so bestimmten, daß unter den damaligen Griechen jede menschliche Fähigkeit zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet werden konnte, weil sich jeder bestrebte, seine ihm in vorzüglichstem Grade ganz eigenen Fähigkeiten möglichst zu erhöhen und sich rühmlichst auszuzeichnen, um nicht dem Hohngelächter über ein Stümperwerk Preis gegeben zu werden.

32) Ihre übliche Gewohnheit hatte keine Vorurtheile eingeführt, welche das Auge der Griechen hätte umnebeln können; von frühester Jugend an lag vor der Griechen Augen die wahre Natur ausgebreitet, mit welcher sie

in eben so vertrauter Bekanntschaft aufwuchsen, als mit irgend einem äußern Gegenstande.

33) Hieraus entsprang ihre genaue Kenntniß des menschlichen Geistes und Herzens, welche sie aus dem großen Originale (dem Buche der menschlichen Gesellschaft selbst) schöpften, das von der Natur selbst in solchen Charakteren, die ihren Urbildern (Archetypen) vollkommen entsprachen und weder verkannt, noch mißverstanden werden konnten, geschrieben worden war, zumal da sie nur noch wenig geschriebene und keine gedruckten Bücher besaßen.

34) Von Kindheit auf blos an alles Reine, Schöne, Rechte, Gute und Natürliche gewöhnt, wuchsen die Griechen, wie späterhin die freien Römer, in der Kenntniß des richtigen und schönen Vortrags auf, welche endlich gleichsam ein Bestandtheil ihrer natürlichen Anlagen wurde. Zu ihrer Führung bedurften sie daher auch keiner leitenden Regeln, keiner kritischen Grundsätze, sondern besaßen schon in ihrem natürlich fein gebildeten Gefühle einen sichern und raschern Probierstein, nach welchem sie alles beurtheilten. Mit dieser Hauptsaite stand nun alles Richtige, Wahre, Gute und Schöne des ganzen Vortrags im herrlichsten Einklange und bewirkte die größte Harmonie.

35) Daher besaßen die Griechen und Römer theils verhältnißmäßig nur wenige Regeln und Grundsätze sowohl der innern, als auch der äußern Beredtsamkeit, weil sie deren nur wenige bedurften; theils konnten sie der Nachwelt auch nur wenige Regeln und Grundsätze hinterlassen, weil sie selbst nie eine vollständige und gründliche Theorie der ganzen Vortrags- oder Darstellungskunst bei dem Unterrichte nöthig hatten, sondern mehr nach Gewohnheit, Kunstfertigkeit (Routine) und Gefühlen lehrten und redend handelten, als nach theoretisch deutlichen Regeln und Grund-

säßen. Sie waren folglich mehr praktische, als theoretisch vollkommene Redner und Kunstschauspieler, weil jeder einen sichern Probierstein des Wahren und Schönen in seiner eigenen Brust besaß, welcher für die Prüfung der Zeichen aller Rührungen so untrüglich sicher war, als es die Magnetnadel für den Pol ist.

36) Vermöge der Uebereinstimmung aller Redner in dem Gebrauche dieser Zeichen, welche gleich den Zeichen der Natursprache allgemein gleichförmig angewandt wurden, gewährte ihre Gewohnheit ein sicheres und allgemein gültiges Kriterium für dieselben.

37. Zu Athen waren alle wesentlichen Vorzüge des ganzen Vortrags zu Hause, so, daß selbst der gemeinste Mann in gesellschaftlichen Unterhaltungen nie gegen richtige Articulation und Pronunciation verstieß, sondern in Ansehung des feinen Gehörs, Gefühls, Geschmacks und des schönen Aussprechens der Worte den größten Rednern gleich war.

38) Zu einem Redner Athens wurde daher sehr viel erfordert (§. 79).

39) Die glückliche Erreichung dieses hohen Ziels war daher in dem ganzen Verfolge der griechischen Erziehung der Hauptgegenstand ihrer Aufmerksamkeit, weil man nur auf diesem Wege der Beredtsamkeit zu Ansehen, Reichthume und Macht, ja zu den höchsten Ehrenstellen und Staatswürden selbst gelangen konnte, wozu weder andere Empfehlung, noch Credit, noch List und Kunst, sondern blos Geschicklichkeit, Würde und eigenes Verdienst zu verhelfen vermochten, indem jeder Redner seine Talente und Kenntnisse vor den unbestechlichsten Richtern von der größten Urtheilskraft (beides ein seltener Fall bei uns!) enthüllen mußte, welche ihm weiter keine Vorzüge zugeste-

hen konnten und durften, als die er durch seine öffentlichen Reden zu beweisen im Stande gewesen war, so daß demnach alle entfernten Zeichen von Weisheit hier nichts galten, sondern jeder Redner den ganzen Reichthum seiner Seele den Kunstrichtern öffentlich vor Augen legen mußte und blos nach seinem wahren Werthe auch unpartheiisch geschätzt wurde! — (Ein nachahmungswürdiges Beispiel für alle gebildeten Völker und Personen! —)

40) Deswegen war auch die Begierde der Griechen nach Kenntnissen und Fertigkeiten, sie auf die leichteste, deutlichste, kraftvolleste und schönste Art andern mittheilen zu können, grenzenlos, weil gründliche Kenntniß und Stärke der Rede die größten Zierden des Menschen und also die charakteristischen Kennzeichen sind, wodurch er sich von den übrigen Thiergattungen unterscheidet und jenes goldne Zeitalter in Griechenland herbeiführte, welches zur Ehre der menschlichen Natur von der Vorsehung bewirkt worden zu seyn scheint, um zu zeigen, zu welcher Vollkommenheit die Menschheit empor steigen könne! —

41) Die Griechen und nach ihrem Beispiele endlich auch die Römer boten alle ihre Kräfte zur Bewirkung der möglichst größten Cultur ihrer Sprache und ganzen Beredtsamkeit auf, indem sie deutlich einsahen, welcher unaussprechlichen Schönheit, Stärke und Größe der Mensch fähig sey, weil er durch Sprache und Beredtsamkeit nicht nur alle geistigen und körperlichen Bedürfnisse befriedigen, sondern sich auch Millionen von Menschen mittheilen, sein Andenken ewig erhalten, alle seine Gefühle, Ideen, Gedanken, Absichten und Wünsche ausdrücken, hiedurch aber andere Menschen zu ähnlichen Gefühlen sympathetisch stimmen könne! *) Auf

*) Hiebei hatten die Griechen und späterhin auch die Rö-

Auf solche Art mußten sich Redner und Schauspieler, Vorleser und Staatsmänner vorzüglich auf Declamation

---

mer immer das Bild der Suada (der Göttinn der Beredtsamkeit) lebhaft vor Augen, von welcher auch ein teutscher Dichter singt:

„Wer bist, holde Gestalt? Kunstlos fliegt des Gewandes
„Griechische Woge um dich und auf sonnigen Wölkchen,
„Vom Abendgolde geröthet, schwebst du lächelnd hernieder!
„Welche Grazie wand diese Kränze der Rosen
„In dein duftendes Haar? Welche Gestalten der Vorwelt
„Wandeln feiernd durch's Thal im Glanze, wie ihn die Mondnacht
„Gießet auf schweigende Fluren? — Eines himmlischen Lichtes
„Strahl erhellt mir den Blick! Ich kenne Dich, Göttinn! ich kenne
„Die Unsterblichen dort und die heiligen Hallen,
„Wo Altäre Dir duften! — Tochter des Himmels! der Musen
„Süsse Vertraute! Gespielinn unter den Blumen des Hämus! —
„Jene unsterblichen Geister riefen Dich einst aus Gefilden
„Deines göttlichen Ursprunges in die Licäischen Schatten,
„Die Schatten, für welche Du gern der Götter duftende Lauben,
„Vom nie versiegenden Silber ihrer Quelle getränket,
„Thäler des Lichtes verliesest, auf Erdengefilden zu wohnen.
„Weise schufst Du zu Herrschern; aus der Urne des Schicksals

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

legen. Von ihr erwartete selbst Demosthenes die größte Wirkung und studirte sie bei den Schauspielern Satyros

---

„Fiel ihren geheiligten Namen nicht das Loos der
„Monarchen;
„Ihre schuldlose Stirn haben nur Kränze der Palmen
„Athenäens geschmückt, Diademe den Weisen.
„Es hat kein Tyrischer Purpur Deine Erwählten
umflossen
„Und kein Indisches Gold in den friedlichen Hallen,
„Wo sie lehrten, geprangt. Ihr Purpur war Einfalt und Wahrheit,
„Welche am Arme der Kunst, zwar nur wenig bedürfend
„Ihres erhabenern Schmuckes, im verschwistertem
Bunde,
„Wie ihre holden Gespielen (die sanften Grazien),
wallten
„Und Deinen Freunden die Herrschaft über die Sterblichen gaben! —
„Diese Beglückten enthüllten der Vorwelt ein liebliches Frühroth,
Erhöhten zu Weisen und Helden Griechenlands edelste Söhne,
„Wanden Kränze des Ruhms und schufen blühende
Staaten! —
„Süß war, o göttliche Suada! auf ihren Lippen
Dein Zauber,
„Wie des Thraciers Saiten! Er wand mit schmeichelnder Anmuth
„Deiner Gefährtinn, der Weisheit, sanfte Bande
aus Blumen,
„Wand der Geselligkeit Bande aus Blumen Deiner Altäre,
„Jedem Jahrtausend' geheiligt, von der köstlichen
Thräne
„Deines Auges benetzt, weil die liebliche Kühlung
„Ihres Rasens die Urnen, ach! Deiner Erwählten
umschattet!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

und Andronikos, während die Schauspieler Theodor und Aristodem hierin die Lehrer des Äschines waren, wie uns Plutarch und Quinctilian melden. Aber auch bei den Römern fand die Schauspielkunst mit der ganzen Beredtsamkeit so großen Beifall, daß z. B. Livius Andronikus einige gut declamirte Scenen so oft wiederholen mußte, bis er heiser wurde *). Zu Cicero's Zeiten war vorzüglich sein Lehrer und Freund, der Schauspieler Roscius, sehr berühmt, nach welchem unter August's Regierung die Schauspieler Pylades und Bathyll am meisten florirten **). Von den

---

„Wir, die Enkel Thuiskon's, pflanzen Cypressen
den Gräbern
„Jener, welche das Daseyn unserer Väter nicht
kannten,
„Wölben des Vaterlands Eichen zu Tempeln den
heiligen Namen! —
„Aber wende, o Göttinn! aus Hainen ihrer Cypressen,
„Wende den himmlischen Blick auf unseres Vaterlands Fluren
„Und mit segnender Hand pflanze die Blumen des
Himmels,
„Welche an deines Lycäums geweihten Altären entsproßten,
„In Odyn's Haine der Eichen! — Siehe, es winket
Gedeihen
„Mild erwärmender Strahl, des Thaues labendes
Silber
„Und zärtliche Wartung den Blumen in Odyn's
Vaterlandshainen!“

*) Liv. 5, 2. Val. Max. 2, 4.

**) *Vossi* Inst. poet. L. II. c. 37. §. 3. *Athenæus* Deipnos. I, 17. p. 20. D. E. *Macrob.* Sat. II, 7. *Suidas* h. v.

besten Rednern handelt Cicero besonders im Brutus. Unter den Römern wurde auch die Geberdenschaukunst oder die Pantomime, in welcher selbst Nero Meister seyn wollte, auf den höchsten Gipfel von Vollkommenheit gebracht, wie Vossius (Kap. 38. §. 2. ff.) deutlich zeigt.

Nach Quinctilian's Zeiten, welcher Anweisung zur körperlichen Beredtsamkeit oder Redekunst gab, gerieth auch unter den Römern mit dem Verluste der Freiheit die ganze Beredtsamkeit in Verfall, worüber Plinius in seinen Briefen mit Recht klagt, zu dessen Zeiten das schöne Vorlesen noch sehr geübt wurde. Selbst vorher unter den Griechen war bis auf Aristoteles z. B. sogar die Rhetorik noch sehr unvollkommen und also auch ihr zweiter Theil (die körperliche äußere Beredtsamkeit) nur noch äußerst unbedeutend bearbeitet. Aristoteles entwarf davon einen blosen Umriß, welchen sein Schüler Theophrast weiter ausführte, vorzüglich in seinem Werke über die Verstellungskunst, wie Diogenes Laertius (V, 48.) meldet. Auch Chrysipp bearbeitete diese Kunst. Aristoteles (Rhet. III, 1.) behauptete: „In der Beredtsamkeit kommt es an 1) auf die „Sachen, 2) auf deren Einkleidungen, 3) auf deren „Vortrag. Dieß letzte ist aber, ob es gleich die größte „Kraft besitzt, noch von Niemanden ausgeführt.“ Auch Glaukon (der Tejer) hatte von der Declamation in der Poesie insbesondere geschrieben. Darauf wurden die Declamatorik und Mimik sogar Theile der Musik, unter welcher letzten man die Kunst verstand, von der Stimme und den Bewegungen des menschlichen Körpers den angenehmsten Gebrauch zu machen *), kurz die Lehre von schönen Verhältnissen. Wie man selbst nicht nur die Poesie bei den Alten mit zur Mu-

*) *Aristides* Quintil. I. ed. Meibom. p. 6.

sik im weitesten Sinne, sondern auch Tanz und Mimik nach Aristides Versicherung (p. 8. 32. II, p. 64.) zählen konnte, erhellet deutlich aus der Abtheilung, welche dieser Grammatiker (p. 8.) von der Musik der Griechen auf folgende Art machte:

Die Musik zerfiel nach ihm, wie auch Martianus Capella p. 181. berichtet, 1) in den theoretischen, 2) in den praktischen Theil.

I. Der theoretische Theil der Musik war

1) philosophisch, als solcher aber

a) mathematisch, namentlich arithmetisch, welcher als solcher die Lehre von den Verhältnissen, Figuren u. dgl. enthielt,

b) physisch, welcher in sich faßte die Lehre von den Beschaffenheiten, Wirkungen und Eindrücken der Töne und Bewegungen, welche man auch in einem besondern Abschnitte metaphysisch zu betrachten suchte;

2) artificiel und befaßte unter sich

a) Harmonik oder ästhetische Grundsätze über Einheit und Mannichfaltigkeit,

b) Rhythmik oder ästhetische Grundsätze über Abtheilung, Einschnitte, Grade der Bewegungen 2c.,

c) Metrik oder ästhetische Grundsätze über Sylbenmaaße, Tänze u. dgl.

II. Der praktische Haupttheil der Musik begriff unter sich

1) die Anwendung gedachter ästhetischer Grundsätze, folglich

a) Die Melopöie, als Lehre von der zu erreichenden Einheit und Mannichfaltigkeit in den Sylbenmaaßen, Tänzen u. dgl.

b) Rhythmopöie, als Lehre von dem Tempo oder von

den zu jeder Versart, jeder Declamation, jedem Tanze passendsten Einschnitten und Zeitmaaßen,

c) Poesie oder die Lehre von dem schönsten sinnlichen Ausdrucke in der Stimme, in den Worten, Pausen und Geberden überhaupt;

2) das Ganze der Musik im weitesten Sinne, nämlich

a) die Organik oder Einrichtung des Theaters, die Maschinerie, Decoration u. dgl.,

b) die Odik oder die Lehre von dem Gesange, dem musikalischen Vortrage rc.,

c) die Hypokritik oder die mündlich mimische Vortragekunst, folglich die Declamatorik und Mimik.

Man erfand besonders für die Declamation eine Art von musikalischer Bezeichnung, oder einer Tabulatur. Denn die Griechen bezeichneten ihre Redetöne nicht nur mit Buchstaben ihres Alphabeths, sondern drückten auch die Erhöhung und Erniedrigung der Stimmtöne jedes zu declamirenden Stücks (♯ + b) wahrscheinlich dadurch aus, daß man die großen und kleinen griechischen Buchstaben bald aufrecht stehend (z. B. A, B), bald verkehrt (∀, ᗺ), bald rechts liegend (>, ϖ), bald links liegend (<, ϖ) schrieb und durch zwei übereinander stehende Buchstaben vielleicht zwei Töne zugleich andeutete, auch diese Buchstaben aller Art über die Worte zwischen den Zeilen setzte. Terenz sagt: modos fecit Flaccus etc.

Nach dem Berichte des Alypius scheint jeder Ton der menschlichen Stimme nach griechischer Art mit zwei Buchstaben bezeichnet worden zu seyn, wogegen aber das einstimmige Zeugniß der musikalischen Schriftsteller der Griechen und ihre Compositionsarten streiten. Die in Burney's Abhandlung über die Musik der Alten (der Eschenburgischen Ausgabe S. 100) gelieferten Proben von der griechischen

Bezeichnungsart der Declamirstücke sind schwerlich zu erklären, weil uns der Schlüssel oder die Vorzeichnung dazu fehlt und die Alten nicht nur viele Klanggeschlechter oder Tonarten besaßen, sondern auch ihre Buchstaben in jeder Tonart ganz andere Töne anzeigten und in den verschiedenen Klanggeschlechten eine sehr verschiedene Tonart herrschte, so daß z. B. die enharmonische Tonart sehr geschickt durch Vierteltöne, das chromatische aber durch halbe Töne, endlich das diatonische größtentheils durch ganze Töne stieg, wie Du Bos über Poesie und Malerei (3 Th. S. 132). deutlich zeigt *). Die Währung der Noten hieng ab vom Sylbenmaaße, die Bewegung aber (der Takt und das Tempo) vom Rhythmus. Aristides (Quint. I. p. 31). sagte daher: „Der Rhythmus ist ein System von Zeiten, welche nach einer gewissen Ordnung zusammengefügt sind. Ohne Rhythmus wäre in einem Stücke kein Takt und keine bestimmte Dauer der Noten. Das Wort Rhythmus (Ebenmaaß) wird auf dreierlei Art gebraucht: 1) von unbeweglichen Körpern, z. B. wenn man eine Statue rhythmisch nennt, 2) von Menschen, welche rhythmisch gehen, 3) insbesondere von der Stimme ꝛc."

„Der Rhythmus zeigt sich für drei Sinne: 1) für das Gesicht z. B. bei der Pantomime, 2) für das Gehör z. B. bei dem Gesange, 3) für das Gefühl, z. B. bei dem Schlage des Pulses **)." Das Vorzüglichste über De-

---

*) Vgl. *Aristides Quint.* p. 14. 18. *Rousseau* Dictionnaire de Musique v. *Diesis*, (genre) Enharmonique, Diatonique, Chromatique. *Martianus Capella* edit. Meibom. p. 179.

**) Durch Rhythmus wird hier Takt und Tempo bezeichnet, wie man dieß auch in folgenden Schriften

clamation und Mime finden wir zum Theil noch in den Schriftstellern der Alten von der Musik, worunter die vorzüglichsten Aristoxenus (Aristoteles Zeitgenosse), Euklides, Aristides und Ptolemäus sind. Ein unvollständiges Verzeichniß derselben steht in Fabricii (I. Alb.) biblioth. gr. Vol. II. p. 257 seqq.

Doch zurück zu der Beredtsamkeit der alten Griechen und Römer, welche unter dem glücklichsten Zusammenfluße von den vortheilhaftesten, günstigsten Umständen des heitersten Climas, der schönsten Natur, der sinnvollsten Religion, der freien Staatsverfassung, der herrlichsten Talente und des regsten Eifers eines rastlosen Darstellungstriebes ihrer wißbegierigen Mitbürger alle bisher aufgezählten großen Anstalten, Vorbereitungen, Mittel und Wege zur höchsten Cultur der Sprache und ganzen Beredtsamkeit durch Ausbildung und rastlose Uebung aller Talente blos aus Mangel an allgemeiner Lesefertigkeit und wegen der hieraus entsprungenen Nothwendigkeit, alle Angelegenheiten durch Reden öffentlich zu betreiben, anwandten, um zu jenem hohen Ziele alles menschlichen Strebens unter der Bedingung grenzenloser Freiheit zu gelan-

---

findet: *Quinct.* Inst. II. p. 185. *Burette* sur le Rhythme de l'ancienne Musique, in den Memoires de l'Academie des Inscriptions. Tom. VII. *Burney* von der Musik der Alten. S. 73. *Rousseau* v. Rhythme. Der Rhythmus, ohne welchen die Noten keine bestimmte Dauer haben, gab also Takt und Bewegung an. Daher gehörte zur Rhythmik die Lehre von der Länge und Kürze der Sylben, von den Füssen der Verse, vom Tempo, von den Veränderungen des Zeitmaaßes und von der Anlegung des Rhythmus. *Aristid.* p. 32. *Augustinus* de Musica l. 2—5.

gen. Demnach war nicht etwa, wie man oft irrig behauptet, die Freiheit Griechenlands und Roms, sondern 1) vorzüglich die aus dem Mangel an allgemeiner Lesefertigkeit entsprungene Nothwendigkeit, alles durch schöne Reden öffentlich zu betreiben, die wirkende Hauptursache des höchsten Flors aller Beredtsamkeit in Griechenland und Rom. 2) Die Freiheit beider Staaten hingegen, welche in Verbindung mit ihrer sinnvollen Religion allen griechischen Künsten eine seltene Kraft, einen bewundernswürdigen Geist und eine Dauer für die Ewigkeit gab, hat zwar auch die schöne Declamirkunst und ganze Beredtsamkeit, deren Werke schon ihrer Natur nach blos vorübergehend waren und daher leicht verloren giengen, vorzüglich begünstiget, aber nicht ganz allein, sondern nur in Verbindung mit der aus jenem Mangel der allgemeinen Lesefertigkeit entsprungenen Nothwendigkeit schöner Reden geschaffen, so daß demnach Griechenlands und Roms Freiheit nicht die einzig wirkende, noch weniger die vorzüglichste Ursache des Flors aller Beredtsamkeit, sondern blos die Grundbedingung war, mit deren Vorfalle daher auch die ganze Beredtsamkeit zuerst aus Griechenland und späterhin aus Rom wieder verschwand, weil nach Griechenlands, so wie nach Roms erfolgten Unterjochung, nicht mehr schöne Reden, sondern vorzüglich Waffen wilder Krieger alles entschieden! — Hiedurch ist nun das Entstehen und Vergehen jenes Phänomens begreiflich.

Hatten die alten Griechen und Römer eine feste Theorie der Declamation und konnten sie dergleichen wirklich besitzen?

§. 81.

Da die Griechen bei diesem feinen natürlichen Gefühle, Geschmacke und ausgebildeten Kunstsinne selbst ein auf die menschliche Geistesnatur fest gegründetes Kriterium besaßen, welches bei allen dasselbe war und auf gleiche Weise wirkte; so brauchten sie selbst bei dem Unterrichte in der ganzen Beredtsamkeit, vorzüglich aber in der äußern keiner leitenden Regeln und Grundsätze der Kritik. Daher konnten sie eine vollständige und feste Theorie der Declamation, welche sie nur vollkommen praktisch erlernten, weit leichter, als wir, entbehren, welche sie auch weder wirklich besaßen, noch sich viele Mühe gaben, ein vollständiges und bündig festes Lehrgebäude (ein System) der Declamation aufzustellen. Unter diesen Umständen übten sie zwar nicht blos ihre Darstellungs- oder Vortragskunst (Hypokritik) auf Redner- und Schaubühnen durch Haltung von Meisterreden und von theatralischen Stücken praktisch aus, sondern lehrten auch diese schöne Kunst theoretisch nach einigen wenigen Regeln, von denen für uns einige in des Aristoteles Werken, vorzüglich aber in den Schriften der alten griechischen Musiker aufbehalten worden sind, während des Theophrast's Schrift, welche die ganze Vortragskunst der Griechen enthielt, wie so vieles andere der übrigen schönen Künste und Wissenschaften aller Art, verloren gegangen ist; allein theils nach den hinterlassenen Proben, theils nach der größtentheils blos für sie passenden Vortragsart zu urtheilen, haben wir nicht Ursache, uns über den Verlust der Theorie ihrer Declamation zu grämen, von welcher

wir nur noch folgende Punkte wissen. Die Griechen, deren Declamation zuerst auf der Schaubühne entstanden und ausgebildet worden war, bezeichneten z. B. den Ton der Sylben gewöhnlich durch darüber geschriebene Buchstaben, Striche und Linien, hatten ebenfalls verschiedene Tonarten oder Klanggeschlechte, deuteten die Erhöhung und Erniedrigung der Töne ihrer Stimme und Kehle theils durch die Wendungen der Buchstaben, theils durch Striche und Linien an. Sie ließen ihre enharmonische Tonart durch Vierteltöne, die chromatische aber durch halbe Töne, endlich die diatonische Tonart oder das diatonische Klanggeschlecht durch ganze Töne steigen, ohne daß wir wissen, wo z. B. dieses Steigen anhub, zu welchem Tonpunkte es bestimmt fortgieng, wo es ruhete und endigte*). Doch der wahre Sachkenner vermag sich dieß alles auch ohne historische Nachrichten eben sowohl aus der Natur dieser Kunst zu erklären, als der Leser meines Systems der Declamation nach dessen Lesung auch alle diese und ähnliche Punkte leicht einsehen lernen wird. Alle diese Nachrichten von der griechischen Bezeichnungsart der Tongeschlechte nützen uns im Ganzen eben so wenig, als die von ihrer Tonkunst, z. B. von ihrer phrygischen, lydischen, ionischen Tonart, welche für uns blos hieroglyphisch componirte Stücke sind, die wir nicht mehr zu spielen verstehen, weil uns der Schlüssel und das nöthige Instrument hierzu fehlt, während in der Declamation das menschliche Sprachinstrument selbst das für uns hiezu einzig nöthige Instrument ist. Aus allen diesen Umständen

---

*) Diese Bezeichnungsart der Redetöne der Griechen findet man deutlich in meinem Wörterbuche der Declamation.

erhellet, daß die Griechen (und nachher auch ihre Schüler, die Römer) in ihrer damaligen Lage kein vollständiges und festes System der Declamation hatten, auch keines unter solchen Umständen haben konnten, sondern daß sie nur wenige und oft unsichere Regeln dieser schönen Kunst besaßen, in welcher sie, weil damals die Musik, (als die natürliche Schwester, Freundin und Begleiterin der Declamation), noch in ihrer Kindheit war, auch noch nicht einmal den Grundton einer zuhaltenden Rede ohne Begleitung einer Pfeife, oder Flöte sicher anzugeben und sich in demselben festzuhalten wußten.

§. 82.

Hätten sie aber auch eine vollständige, gründliche und feste Theorie der Declamation wirklich gehabt und uns hinterlassen; so würde uns ihre ganze Theorie aus folgenden Gründen weder in der Art, wie sie die griechische Sprache forderte, noch wie sie das griechische Ohr liebte, für unsere Sprache und für unser Gehör viel nützen, folglich für beide nicht passen. Denn

1) die griechische (und so auch die römische) Sprache wurde schon anfänglich von Dichtern gebildet, weswegen auch die Dichtkunst und Musik mit der Declamation und dem Tanze sehr lange vereinigt auf der Schaubühne blieben, von welcher leztern alle Kunst des mündlichen Vortrags, folglich die Declamirkunst zuerst ausgieng, deren erste Wiege die Schaubühne war, wie mehrere Kunstausdrücke, z. B. Täuschung und Verstellung beweisen, welche ganz nach Mummerei und Theater schmecken, womit man den eigentlichen Redner, vorzüglich aber den Canzelredner gänzlich verschonen muß. Unsere Sprache und ganze Bildung hingegen gieng zuerst blos von der Prosa, nicht von der Poesie aus. Die Griechen

waren also ein ganz poetisches Volk und späterhin zum Theil auch die Römer; wir hingegen sind, wie alle übrigen Bewohner des Westens und Nordens, ein blos prosaisches Volk und können seit der allgemeinen Verbreitung der in Teutschland zuerst erfundenen Buchdruckerkunst nicht nur alle lesen, sondern auch größtentheils schreiben, welches unter den Griechen und Römern nur die wenigsten vermochten, nämlich vorzüglich nur ihre Schriftsteller, Redner, Vorleser und Philosophen. Deswegen mußten aus Mangel an Uebung und an allgemeiner Fertigkeit sowohl im Lesen, als auch im Schreiben, alle Staatsangelegenheiten und wichtigen Verhandlungen mündlich (durch öffentliche schöne Reden) betrieben werden. Daher lasen Dichter, Redner und Schriftsteller aller Art ihre Werke selbst öffentlich vor und gewöhnten ihr schon durch Reden so sehr geübtes Ohr auch noch an größere Feinheit, welches alles bei uns bis jetzt noch nie der Fall gewesen ist, wodurch aber unser Gehör und mit ihm der Geschmack der Redner, Zuhörer und Schriftsteller sehr vernachnäßigt wird, weil wir bei dem größtentheils stummen Lesen weder unser Ohr gehörig ausbilden, noch die Fehler des schriftlichen und mündlichen Vortrags hinlänglich wahrnehmen, noch dieselben verbessern können, während die Alten so häufig laut lasen, daß z. B. Horaz über einen Vorleser spöttelte, welcher sich den Leuten sogar auf dem Markte und in Bädern mit seinem Vorlesen aufdrang.

2) Die Redner Griechenlands und Roms bildeten sich daher nach den ersten Erfindern, Pflegern, Verbreitern und Verbesserern der Declamation, folglich nach den Kunstschauspielern, z. B. Demosthenes nach dem berühmten Schauspielkünstler Satyros, hingegen Cicero nach seinem Freunde, dem ebenfalls sehr berühmten Kunstschau-

spieler Roscius, welches aber ebenfalls nicht bei uns geschieht.

3) Das griechische Schauspiel gieng daher auch zuerst von dem lyrischen Gesange und von dem Tanze aus, so daß auch auf der Schaubühne diese drei Musen (des Gesanges, Tanzes und der Dichtkunst) mit der Declamation und Musik stets vereinigt blieben. Da nun selbst Dichter auf dem Theater mitspielten und ihre Stücke mit den Kunstschauspielern jedesmal einstudierten, welches wieder nicht bei uns der Fall ist; so gehörten schon damals bei ihnen die guten Schauspielkünstler und Künstlerinnen zu den geschätztesten Personen.

4) Der Ton, in welchem die alten Griechen und südöstlichen Völker überhaupt sprachen, näherte sich deswegen auch dem Gesange weit mehr, als der Vortrag der kältern Nordländer. Selbst die Sprachen jener südöstlichen Völker waren von jeher so gebildet, daß sie nicht nur weit mehr Vocale, als die abendländischen Sprachen, sondern auch weit mehr schleifende und schmelzende Consonante besaßen und noch besitzen. Daher sprachen sie nicht nur aus einem weit höhern singenden Tone, als wir, sondern stiegen auch oft am Schluße der Rede mit dem Tone der Stimme hinauf, während wir mit Recht zum Zeichen der Ruhe und des Endes eines Satzes, oder ganzen Perioden, der Natur gemäs herabsteigen oder den Ton zur Ruhe sinken lassen. Deswegen näherte sich selbst von jeher auch das gewöhnliche Gespräch der Griechen weit mehr dem Gesange und Recitative, als unserm Reden.

5) Die Redner der Griechen und Römer, welche ihren damaligen musikalischen Kenntnissen nach weder sich in den jedesmaligen Grundton mit Sicherheit stimmen, noch sich darin erhalten konnten, ließen daher bei der Haltung

ihrer öffentlichen Reden hinter sich einen Famulus mit der Flöte, oder Pfeife, folglich mit einem sogenannten Tonangeber treten, welcher bisweilen den Ton angeben mußte, in welchen sie sich gerade stimmen, oder darin erhalten wollten. Dieß geschah auch bei den Schauspielern auf der Bühne, so daß wir z. B. selbst in den Didascalien römischer Lustspiele noch eine Begleitung mit doppelten Flöten (dibiis dextris, aut sinistris) finden, welches alles das Gesangartige ihrer Redner beweiset. Ein solcher Redner und Schauspieler würde uns demnach bei seiner Declamation zu viel singen, welches wir in der Rede nicht leiden können und daher in ihr keinen Gesang, nichts Gesangartiges, sondern blos harmonische Rede verlangen, weil wir nicht (wie die Griechen und Römer) eine singende, poetische, sondern eine blos prosaische Nation mit allen Nordländern sind, welche daher alles Gesangartige in Reden und Gesprächen hassen. Deswegen läßt uns selbst das unbegleitete Recitativ kalt, weil wir in ihm anfänglich blose Musik und erst dann nur nebenbei Worte hören, in der Declamation hingegen vorher Rede und blos nachher Musik. Unsere Rede darf und soll durch keinen Vortrag verdunkelt werden, kein dunkler Gesang (wie bei Griechen und Römern) seyn, sondern blos harmonisch schöne Rede; wir dürfen nur melodisch harmonisch schön sprechen, aber dabei nicht singen! —

6) Da nun die zuerst von Dichtern gebildete Sprache der Griechen und Römer eine unendliche Mannichfaltigkeit von kurzen und langen Sylben, folglich auch von rhythmischen Sylbenmaaßen hatte; so war es sehr natürlich, daß das Rhythmische und Gesangartige sich in ihrer (mit Dichtkunst, Tanz und Musik auf der Schaubühne vereinigten) Declamation fast durchaus erhielt. Wir hin-

gegen verlangen als prosaisches Volk, daß unsere Declamation sogar das Sylbenmaas und den Reim der Verse im Declamiren derselben, doch ohne Nachtheil des Sinnes, möglichst verschleiern soll.

7) Auch die prosodischen Gesetze der alten und neuern Sprachen bewirken einen sehr wichtigen Unterschied in der Ausarbeitung und wirklichen Haltung eines mündlichen Vortrages. Denn die Alten und unter ihnen vorzüglich die Römer hatten eine so feste Bestimmung des Gehaltes der Sprachtöne und der Laute, daß nicht das Gewicht der Worte in Ansehung ihres Verhältnisses zu den Gedanken, folglich nicht überall die Bedeutung der Worte, sondern oft nur die Stellung derselben den Werth der Laute bestimmte, ein Wort, oder eine von Natur kurze Sylbe verlängerte, wenn zwei Consonante in der Wortstellung zusammen trafen. Ob nun aber gleich die Alten dies blos bei dem Declamiren der Verse beobachteten und in Prosa die rhythmische Fülle des Versbaues vermieden; so wurde doch ihre Declamation der Verse dadurch gestört, daß bei ihr der Versbau überall hervorschimmerte.

§. 83.

In der teutschen und in jeder neuern abendländischen Sprache hingegen erhalten Worte und Sylben ihren Werth oft blos durch ihre Bedeutung, durch ihr Verhältniß zu den durch sie angedeuteten Gedanken, ohne daß uns eine solche willkührlich angenommene Kürze und Länge der Sylben, welche nur durch Zufall in der Wortstellung entspringt, abhalten kann, einem Worte den Ton unserer Stimme (den Accent) zu geben, welchen es wegen der Wichtigkeit seines hiedurch bezeichneten Gedankens fordert. Hier herrscht offenbar mehr Freiheit, als in der griechischen und römischen Sprache, so daß unsere Sprache mit

allen

allen neuern hierin unstreitig große Vorzüge vor den alten Sprachen besitzt, deren metrische Declamation eine ganz andere seyn mußte, als die prosaische und als die unsere. Denn in der erstern entschied blos der metrische Gehalt; in der letztern aber hieng das Gesetz der Tongebung und der Accentuation ganz von dem Gewichte der Wortbedeutung, wie bei uns, ab. Gewiß hat z. B. Cicero, in dessen Reden und ganzen Prosa wir noch jetzt die Musik seines mündlichen, gesangartigen Vortrages spüren können, dieselben unstreitig ganz anders declamirt, als z. B. Horaz seine Oden und Virgil seine Aeneide.

Denn bei der Declamation ihrer Verse findet man überall sogleich den Widerspruch zwischen dem metrischen Rhythmus und dem declamatorischen Werthe der Worte, z. B. in folgendem 49ten Verse der 4ten Ecloge Virgil's:

„Chara Deum soboles, magnum *Jovis* incrementum."

Hier besitzt das blos kurzsylbige Wort Jovis, ob es gleich die Hauptidee enthält, dennoch keinen Ton, welcher hier eben sowohl verschwindet, als in der Stelle des Horaz, wo er der liebenden Hypermnestra folgende Worte in den Mund legt:

„Cum favet nox et *Venus*; i secundo
„Omine: et nostri *memorem* sepulcro
„Scalpe querelam."

Hier läßt sich das tiefe Gefühl der zärtlichen Braut, welche von dem Gefühle der Liebe und des Rechts inniger durchdrungen ist, als von dem gebietenden Gehorsame des Vaters, im mündlichen Vortrage nach dem erforderlichen Tone nie richtig ausdrücken, ohne daß wir dem Versbaue zu nahe treten. Daher finden wir bei dem Declamiren der griechischen und römischen Verse den Ausdruck und Ac-

cent der Stimme nicht etwa auf den wichtigsten, sondern fast überall auf den unbedeutendsten Worten. Die Gedichte in den neuern Sprachen (z. B. in der teutschen, französischen und englischen) sind demnach zur Declamation offenbar geschickter, als die der Alten. Hätten wir nur mit allen neuern Völkern seit Erfindung der Buchdruckerkunst von jeher laut gelesen und mit jedem Schriftsteller uns daran gewöhnt, den mündlichen und schriftlichen Vortrag wechselseitig durch einander zu verbessern, unser Gehör zu verfeinern, die Fehler beider Arten des Vortrags zu bemerken und zu vermeiden; so würden wir, ob gleich unsere Sprache rauher und weniger melodisch ist, als die griechische und römische, dennoch in der Beredtsamkeit es schon längst wenigstens eben so weit, als die Griechen und Römer, gebracht und selbst die Declamation auf feste Regeln gegründet haben. Da wir nun bei unsern Vorträgen in Prosa und in Versen aus den angeführten Gründen nichts Gesangartiges, folglich auch keinen dunkeln Gesang, sondern blos melodische Rede leiden können, auch weder so hoch, wie die Griechen, sprechen, noch wie sie bei dem Schlusse eines Satzes, oder Perioden der Rede mit dem Tone unserer Stimme steigen, sondern ihn vielmehr mit Recht zur Ruhe herabsinken lassen und bei uns nicht, wie bei den Alten, zwei feindselige Gesetze (das metrische und declamatorische) einander widerstreiten; so erhellet aus allen diesen bisher geführten Gründen unwidersprechlich: 1) daß die Declamation der alten Griechen und Römer weder für unsere Sprache, noch für unsere Gedichte, noch für unser Ohr passen würde; 2) daß wir die Theorie und Praxis der griechischen und römischen Declamation, wenn wir dieselbe auch noch ganz besäßen und wirklich besitzen könnten, wenig würden benutzen können,

sondern uns vielmehr noch immer genöthigt sehen müßten, uns selbst eine neue Theorie und Praxis der Declamation zu schaffen. Wir müssen demnach bei dem auch in Teutschland erwachten allgemeinen Streben und Triebe zur Declamation die Theorie und Praxis derselben nicht blos zu beendigen wünschen, sondern auch dieses Geschäft bei dem ernstlich festen Willen zweckmäßig betreiben, dabei aber freilich die alten Vorurtheile ablegen und unsern Kräften eben so viel zutrauen, als wir von jeher den alten Griechen und Römern wirklich zugestanden haben und noch zustehen, wie schon der verewigte Schocher in einer kleinen, aber gehaltreichen Gelegenheitsschrift unter dem Titel zeigte:

Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben, und können ihre Arten, Gänge und Bewegungen nicht anschaulich gemacht und nach Art der Tonkunst gezeichnet werden? Aufgegeben und beantwortet von (M). Christian Gotthold Schocher. Leipzig, 1791. 4. 20 Seiten. In dieser Schrift wird sehr treffend gezeigt, daß vorzüglich wir Teutschen die Mittel nicht nur zur Erreichung, sondern sogar auch zur Uebertreffung der alten Griechen und Römer, besonders auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Tonkunst, welche, als Schwester und als Freundinn der Declamation, ihr immer hülfreich zur Seite steht, wirklich besitzen, daß die Rede kein dunkler Gesang bleiben dürfe, endlich, daß ihre Arten, Gänge und Beugungen nach Art der Musik ebenfalls anschaulich gezeichnet werden können.

Wir dürfen aber I) die alten Griechen und Römer weder in der Theorie, noch in der Praxis der Declamation anstaunend bewundern, sondern müssen sie blos so weit, als es möglich und nöthig ist, zweckmäßig benutzen.

Denn auch sie hatten in der Theorie, wie in der Praxis, ihre großen Mängel und Fehler, von denen selbst ein Demosthenes weder früher, noch später ganz frei war. So trat er z. B. offenbar aus Unkunde als Redner vor dem Publico zum erstenmale blos auf gutes Glück ohne fest gegründete Ueberzeugung schon zu einer Zeit auf, wo er als Redner in Athen noch so wenig vorbereitet war, daß er weder seine Sprachwerkzeuge und ganze Aussprache vollkommen ausgebildet, noch seine üble Angewöhnung des unanständigen Achselzuckens abgelegt hatte und nicht einmal den Consonant R, welcher doch der Anfangsbuchstabe seiner Kunst (der Rhetorik) war, richtig aussprechen, mithin auch nicht mit fest gegründeter Ueberzeugung auf Beifall rechnen konnte, sondern vielmehr schon durch seine fehlerhafte Aussprache und andere Fehler die Augen und Ohren selbst des gemeinsten Mannes in Athen beleidigen mußte. Daher wurde auch sein vorschneller Eifer, die schwere Rolle eines Redners ohne hinlängliche Vorbereitung zu spielen, mit Recht so stark geahndet, daß man ihn rein auspochte und mit Spott von der Rednerbühne herabwies. Doch die wahre Ursache dieses Unfalls suchte er von sich abzulehnen und dieselbe auf die Rechnung des Publicums zu schreiben. Denn als er, in seinem über den Kopf geschlagenen Mantel aus Schaam gehüllt, von der Rednerbühe nach Hause eilte, begegnete ihm der Schauspieler Satyros, gegen den er sich auf dessen Frage, wie es gehe, mit Thränen im Auge auf folgende Art bitter beklagte: „Ich habe mir vielleicht unter allen Rednern die meiste Mühe gegeben und beinahe meine Gesundheit zugesetzt; gleichwohl kann ich dem Publico nicht gefallen, weil ungelehrte Leute und stets betrunkene Matrosen den Ton angeben.“ — „Du hast Recht, Demosthenes!“ (antwortete

ihm blos zu seiner Beruhigung der sich verstellende Schauspieler Satyros). „Doch ich will dir sogleich aus der Sache helfen, wenn du mir deine aus dem Euripides und Sophokles hergesagten Verse nochmals vordeclamiren willst.“ Dieß that denn auch Demosthenes; Satyros aber declamirte dieselben Stellen mit einer solchen Täuschung, mit einer solchen Stimme und mit so großem Anstande, daß sie Demosthenes für ganz andere Verse hielt und durch des Satyros Declamotion auf einmal nicht nur seines eigenen Fehlers überführt, sondern auch hinlänglich überzeugt wurde, wie viel Feines, Melodisches und Gefälliges jeder Vortrag in Prosa, oder in Versen durch richtig declamatorische Darstellung gewinnen könne. Daher hielt Demosthenes von jetzt an alle rednerischen Uebungen ohne declamatorisch handelnden Vortrag und ohne Hinsicht auf Bestimmtheit einer zuhaltenden Rede nicht nur für nichts und wieder nichts, sondern ließ sich auch bekanntlich ein unterirdisches Gewölbe bauen, welches in Athen noch jetzt stehen soll, in welchem er sich bisweilen ganze Monate hindurch sowohl in der vollkommenen Ausbildung seiner Stimme und Aussprache, als auch in dem handelnden Vortrage täglich zu üben suchte. Hier soll er sich die eine Hälfte seines Kopfhaares abgeschoren haben, damit, wenn ihn ja etwa einmal die Lust zum Ausgehen anwandeln sollte, ihn die Furcht, sich lächerlich zu machen, zurückhalten könnte. Dieß alles, was er schon früher hätte thun sollen, reizt uns weniger zur Bewunderung, als seine standhaft fortgesetzte Anstrengung zur Verbesserung seiner Aussprache und Sprachwerkzeuge, indem er zur gänzlichen Ausbildung derselben nicht allein Kieselsteine in den Mund genommen und mit Anstrengung gesprochen, sondern auch im schnellen Laufe einen Berg hinan und an dem

Phalerischen Hafen laut declamirt haben soll. So erzählt uns Plutarch in der Lebensbeschreibung des Demosthenes:

„Unter allen, die sich dem Studium der Rhetorik er„geben, hat keiner mehr Fleiß und Eifer gezeigt, als „Demosthenes. Man erzählt von ihm, daß er die eine „Hälfte seines Kopfes abgeschoren habe, um dadurch ge„nöthigt zu seyn, zu Hause zu bleiben und sich in seinem „Studium zu üben. Da er unvermerkt die Gewohnheit „angenommen hatte, seine Schultern auf eine unanständige „Art zu bewegen; so hieng er einen Dolch an die Decke „seines Zimmers, wodurch er, aus Furcht, sich zu verletzen, „dieselben Bewegungen sich wieder abgewöhnte. Bei der „Übung im Reden stellte er einen Spiegel vor sich hin, um „zugleich die Geberden seines Körpers zu beobachten. In „der Geberdenkunst ließ er sich besonders von dem Mienen„spieler Andronikos unterweisen und lernte von dem Neo„ptolemos (einem andern Mimen) eine ganze Periode „ohne Athemholen declamiren *). Oft begab er sich an „den Phalerischen Hafen, um durch das Geräusch der Wel„len sich an das Getöse zu gewöhnen, welches bisweilen un„ter dem Volke bei Haltung einer Rede entstehet."

---

*) Dieß ist ein offenbarer Irrthum. Denn eine ganze regelmäßige Periode, welche als solche aus vier verwickelten langen, durch Punkte geschossenen Sätzen bestehet, kann zwar jeder Redner im Zusammenhange mit gehörigen Auf- und Abstufungen der Stimme declamiren, aber nicht in einem Athem oder ohne alles weitere Athemholen, welches auch Demosthenes nicht leisten konnte. Daher ist unter Perioden ein blos verwickelter langer Satz zu verstehen, den jeder Redner in einem Athem declamiren kann.

§. 84.

Diese ganze Geschichtserzählung von dem Verfahren und Studiren des Demosthenes beweiset zugleich, daß die Declamation wenigstens damals unter den eigentlichen Gelehrten Athens nicht so sehr verbreitet gewesen seyn könne, als man gewöhnlich glaubt, sondern daß sie weit mehr bei den Schauspielern, als bei den eigentlichen Gelehrten Griechenlands, zu Hause gewesen und von öffentlichen Lehrern gut vorgetragen sey. Denn sonst würde auch Demosthenes diese schöne Kunst von einem wirklichen Lehrer derselben, nicht aber von Schauspielern, welche gewiß mehr Praktiker, als Theoretiker in der Declamation waren, erlernt haben. Nach der Versicherung des Livius und Cicero war selbst in Athen, als dem eigentlichen Sitze der Beredtsamkeit und der Redner, die Redekunst dennoch kein so allgemeines Studium der Jugend, daß sich alle darauf legten, sondern daß die Rednerschulen nur von solchen Jünglingen besucht wurden, deren Talente und Glücksumstände ihnen Hoffnung zu Staatsämtern machen konnten, welche beredte Männer erforderten. Deswegen brachte selbst der berühmte Redekünstler Isokrates zu Chios, wo er die Rhetorik zuerst lehrte, nur neun Schüler zusammen, deren Zahl aber in Athen bis auf hundert wuchs, ob er gleich von jedem seiner Schüler ein sehr großes, die Kräfte der meisten übersteigendes Lehrgeld (namentlich tausend Drachmen) für seinen Unterricht in der Redekunst forderte, welcher auch nur eine bestimmte Zeit dauerte, die Schüler mochten noch so wenig gelernt haben. Denn nachdem z. B. Ephorus aus Kuma des Isokrates Schule endlich verlassen hatte, ohne den geringsten Nutzen von ihr gehabt zu haben; so schickte ihn sein Vater Demophilos zum zweitenmale in diese Schule und bezahlte dem Isocrates abermals tausend Drachmen.

Doch ließ Isokrates nach Beschaffenheit der Umstände auch mit sich handeln. Demosthenes, dessen Vermögensumstände in seiner Jugend, zumal unter einem geitzigen Vormunde, nicht die glücklichsten waren, konnte nur zwei hundert Drachmen zusammen bringen, die er dem Isokrates mit der Bitte überreichte, ihn für diesen fünften Theil des gewöhnlichen Lehrgeldes auch blos den fünften Theil der Rhetorik zu lehren. Isokrates aber, zufrieden mit diesen 200 Drachmen, lehrte ihn, wie seine übrigen Schüler, die Rhetorik ganz.

Isokrates konnte aber kein guter und aufmerksamer Lehrer seyn, da er den Demosthenes nicht einmal zur reinen Aussprache des Buchstaben R angehalten hatte, wie Plutarch in dessen Lebensbeschreibung bezeugt. Da nun der vorher ausgepochte und zum erstenmale von der Rednerbühne mit Hohn herabgewiesene Demosthenes, nach der bessern Belehrung der Schauspielkünstler Satyros, Andronikos und Neoptolemos, blos durch eigene rastlose Uebung sich zum größten Redner Athens und Griechenlands, ja des ganzen Alterthums empor schwingen konnte; so wird es auch für andere von noch besserer Erziehung, als Demosthenes unter seinem kargen Vormunde genossen hatte, bei den hiezu erforderlichen Talenten nicht unmöglich gewesen und es jetzt noch nicht für viele seyn, diesem nachahmungswürdigen Beispiele des Fürsten unter den Rednern rühmlichst zu folgen. Daß aber die griechischen und römischen Redner auch ihrer Theorie nach nicht von uns anstaunend bewundert zu werden verdienen, erhellet auch unter andern daraus, daß z. B. selbst Demosthenes, welcher doch der größte praktische Redner des ganzen Alterthums war, nicht einmal den Hauptpunkt und Endzweck der Declamation und ganzen Beredtsamkeit bestimmt anzugeben wußte. Denn als man ihn fragte, welches das erste, zweite und dritte

in der ganzen Beredtsamkeit sey? so antwortete er: Verstellung, Verstellung, Verstellung (Hypokrisis). Gesetzt auch, daß, da Hypokritik die Vortrags= oder Darstellungskunst ist, Hypokrisis hier nicht Verstellung, sondern Vortrag oder Haltung, Darstellung desselben bedeuten sollte; so wäre doch diese eben so wenig, als die blose Verstellung, Endzweck und Hauptpunkt der ganzen Beredtsamkeit, sondern höchstens nur das nöthige Mittel zur glücklichen Erreichung dieser Absicht der Beredtsamkeit, deren Hauptsache und Endzweck vielmehr die vollkommen richtige Haltung und Durchführung des jedesmaligen Charakters einer Rede, oder jedes andern Vortrages, nicht aber Verstellung ist, welche zwar nicht blos von jeher bei Schauspielern, sondern zum Theil auch bei den alten Rednern, wenigstens mehr, als bei den unsern, nöthig, aber keineswegs hinlänglich zu einem guten Schauspieler, oder Redner war. Denn sonst müßte jeder Mensch, der sich gut verstellen kann, auch schon hiedurch ein guter Redner, oder Schauspieler seyn können, welches doch weder der Fall ist, noch es jemals war. Hätten nun die alten Griechen und Römer ein vollständiges und festes System dieser Kunst wirklich gehabt und besitzen können, oder auch nur etwas ganz zuverläßig Festes und regelmäßig Sicheres von der Declamation gewußt; so würden sie uns davon wenigstens einiges Gewisse eben sowohl, als von den übrigen schönen Künsten, hinterlassen haben. Allein wir haben gesehen, daß sie unter den damaligen Umständen weder eine feste und vollständige Theorie der Declamation und der ganzen Beredtsamkeit überhaupt brauchten, noch haben konnten, zumal weil die Tonkunst damals noch in ihrer Kindheit (vorzüglich in theoretischer Hinsicht) war, welche, als Schwester und Freundinn der Declamation, dieser

letztern keinen bleibenden Nutzen zu verschaffen vermochte. Daher konnten die Alten nicht so bestimmt, wie wir, von den Tönen und Lauten ihrer Sprache ausgehen, wie schon ihre Art, die declamatorischen Töne zu bezeichnen, dem Sachkenner verräth. Doch hatten die Alten bei ihrem Enthusiasmus für Musik ein dunkles Vorgefühl von der Möglichkeit einer gewissen melodischen Bezeichnungsart der Redetöne, weil sie den Nichtkenner der Musik, welche mit ihrer Redekunst unzertrennlich verbunden war, natürlich auch für keinen Redner gelten lassen wollten und konnten. Daher vermochten die Alten, welche bessere praktische, als theoretische vollkommene Redner und Schauspieler waren, zwar gute Reden, Gedichte, theatralische Stücke zu schreiben und vorzutragen oder zu halten, aber uns keine gründliche und vollständige Theorie der Declamation zu hinterlassen, zumal da sie aus den bereits angeführten Gründen unter den damaligen Umständen bei ihrer noch unentwickelten Theorie dieser schönen Kunst z. B. auch noch über die Redetöne und deren Abänderungen so ungewiß waren, folglich darüber so viel Dunkelheit herrschen ließen, daß selbst ein Cicero behaupten konnte: „die Rede sey ein dunkler Gesang.“

§. 85.

Diese Behauptung und Dunkelheit des Gesanges der alten griechischen und römischen Reden hat der Declamation unendlichen Schaden gethan und deren Ausbreitung verhindert, nämlich die Gelehrten viele Jahrhunderte hindurch abgehalten, sich an eine solche Kunst zu wagen, welche selbst noch von Cicero für dunkel gehalten werden konnte. Wie sollte nun bei solchen Vorurtheilen es ein anderer wagen, diese Kunst mit glücklichem Erfolge zu bearbeiten? Allein auch Cicero, welcher mehr praktischer, als theoretischer Redner war und

seinem Freunde, dem berühmten Schauspieler Roscius das Meiste in der Declamation verdankte, konnte daher keine festen Regeln dieser Kunst besitzen und sie nicht so bestimmt ausdrücken, als wir dieß jetzt können. Daher haben wir keine Ursache, die Theorie und Praxis der griechischen und römischen Declamation anstaunend zu bewundern, sondern sie blos so weit nachzuahmen und zweckmäßig zu benutzen, als es möglich ist für unsere Sprache und für unser Ohr.

§. 86.

II) Wir dürfen daher auch nicht auf dem Standpunkte der Alten in der Declamation stehen bleiben, sondern müssen uns eine neue Theorie dieser schönen Kunst selbst schaffen und darin nicht (wie bisher) manche Rückschritte, sondern vielmehr Fortschritte machen. Unter den griechischen und römischen Rednern waren selbst Demosthenes und Cicero ebenfalls im Treffen des richtigen Grundtones noch so ungewiß, daß sie bei der Haltung öffentlicher Reden sogar ihren Famulus hinter sich mit einer Pfeife (Tonorion) zu dieser Tonangabe brauchten, weil sie im künstlichen Singen nach Noten und überhaupt in der Musik noch nicht so weit waren, als wir. Daher brauchen unsere Redner und Schauspieler weder einen Famulus, noch irgend eine Pfeife, oder Flöte, weil sie, gleich dem Sänger, den jedesmal nöthigen Grund- und Redeton, wie bei dem Singen, gehörig treffen, sich darein stimmen und den Ton nach Erforderniß abändern können. Dieser Famulus der griechischen und römischen Redner hingegen mußte demnach nicht nur ein hiezu passendes Instrument besitzen, welches solche gedrängte Töne der Declamation hervorbringen konnte, sondern auch mit der Declamation selbst ziemlich genau bekannt seyn, um zu wissen, theils wie er den Ton jedesmal angeben sollte,

theils daß die declamatorischen Töne eine solche Gedrängtheit haben, daß z. B. in jedem musikalischen Tone eine volle Octave von acht feinen declamatorischen Nüanz- oder Melodietönchen, folglich hiemit gleichsam im Keime die ganze declamatorische Rednertonstufenleiter unserer Kehle und Stimme liegt. Diese feinen Melodie- und Modulationstönchen, an welche sich das Ohr natürlich erst nach vieler Uebung zu gewöhnen vermag, war ebenfalls ein Grund mehr, warum man die declamatorischen Töne nicht schon längst nach Art der Musik hat behandeln und bezeichnen gelernt. Die bei den Griechen und Römern hiezu eingerichtete Pfeife (der Tonangeber) diente dem Redner und Schauspielkünstler offenbar als Mittel, 1) sich in den jedesmal nöthigen Grundton mit Gewißheit einzustimmen, 2) sich in dieser richtigen Stimmung erhalten zu können. Denn 1) bei der Auf- und Abstufung (Gradation und Degradation) der Töne unserer Kehle und Stimme ist es wenigstens für den Anfänger nicht leicht, die erforderlichen Redetöne jedesmal genau zu treffen, welche man aber doch bei der Abstufung aller Perioden des Vortrags noch leichter, als bei ihrer Aufstufung, zu treffen vermag, weil in den Perioden der Rede jeder neue Satz als folgende Rede sich an den unmittelbar vorhergehenden Satz wieder anschließt und in demselben Schlußtone des vorigen Satzes eines Perioden anhebt. 2) Ist es ebenfalls schwer, sich in dem jedesmaligen Redetone nach Erforderniß fest zu halten, zumal wenn derselbe wachsend stärker und immer mit neuer Spannung angeschlagen werden soll, weil man ohne hinlänglich erworbene Fertigkeit hierin sich sehr leicht in einen höhern Ton verirren kann, da jede Spannung unsere Stimme erhöhet, folglich große Fertigkeit, Uebung und Behut-

samkeit erfordert, bei einer solchen Spannung der Stimme in dem richtigen Tone zu bleiben und nie über denselben hinauszuschreiten. Allein jeder geübte Declamator kann nach Schocher's Beispiele sich in dem richtigen Redetone gehörig erhalten, wie der musikalische Sänger, ohne noch einen besondern Tonangeber nöthig zu haben, welcher bei manchem griechischen Redner auch nur aus Vorsicht zur Vermeidung jedes Mißtons, der das feine Ohr seiner Landsleute nur allzuleicht beleidigen konnte, nöthig seyn mochte. Da nun unsere Kehle allein ohne fremde Beihülfe einer Pfeife, oder Flöte, bei hinlänglich musikalischer Kenntniß, im Declamiren eben sowohl, als im Singen, alle Redetöne richtig hervorbringen und in ihnen sich selbst festhalten kann; so bedürfen wir, bei unsern jetzigen musikalischen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten im Singen, auch in der Declamation um so weniger einer Flöte, oder andern Pfeife, je mehr unsere Stimme in der Kehle nach der Höhe und Tiefe ihren ganz eigenthümlichen Hauptton besitzt. Daher würde auch bei uns jeder Redner und Kunstschauspieler, wenn er noch eine Pfeife bei seiner Declamation zur richtigen Treffung des jedesmaligen Tones und zur nöthigen Erhaltung in demselben brauchte, sein eigenes, blos für seine Stimme passendes musikalisches Instrument nöthig haben. Also weg mit der Pfeife und Flöte zur richtigen Tonangabe im Declamiren! Denn unsere Kehle und Stimme selbst ist nicht nur das nächste, einfachste, beste und liebste, sondern auch das völlig hinreichende, bequemste und sicherste Mittel zur Stimmung in den gehörigen Redeton und zur nöthigen Erhaltung in demselben, da wir alle declamatorischen Redetöne in unserer eigenen Kehle und Stimme selbst wirklich so vollkommen besitzen, daß wir nach Scho-

cher's Beispiele nicht nur den erforderlichen Kehlpunkt, welcher den Ton wesentlich angiebt, richtig anschlagen, sondern denselben auch und mit ihm zugleich den gehörigen Ton jederzeit theils in Gedanken uns deutlich vorstellen, theils ihn wirklich angeben, folglich jeden Perioden der Rede in Prosa, wie in Versen, nach seiner Abstufung, melodischharmonischen Modulation und Modification eben sowohl in der Einbildungskraft, als auch in wirklichen Redetönen, declamiren lernen, mithin einen sehr bedeutenden Schritt weiter vorwärts thun können, als die Griechen und Römer thun konnten. Warum sollten wir daher nicht in unserer Kehle und Stimme allein alle Töne zuerst suchen und dieselben, wie im Gesange, gehörig gebrauchen zu lernen uns bemühen? Also weg auf immer mit der Pfeife und Flöte zur declamatorischen Stimmung! Wir brauchen die Redetöne nicht erst anderwärts herzuholen, da sie in mehrern Kehlpunkten selbst liegen, welche den Grund der Möglichkeit selbst aller Vocale und Redetöne enthalten, nach denen erst jedes musikalische Instrument gestimmt (der menschlichen Stimme zur Hervorbringung reiner Töne angemessen eingerichtet) werden muß! —

§. 87.

Doch für die Griechen und Römer, unter denen die Redekünstler diesen allernatürlichsten, nächsten, sichersten, bequemsten und besten Weg noch nicht entdeckt hatten, welcher erst nach mehr, als tausend Jahren, von Schochern zuerst ganz vollständig und systematisch entdeckt wurde, war ein solches damals nöthiges Hülfsmittel (eine den Ton angebende Pfeife, oder Flöte) immer besser, als gar keines. Sie mußten daher ihre Töne des mündlichen Vortrages nach der Pfeife greifen, welches für sie

damals aus dringender Noth noch das einzige, obgleich nicht das rechte und beste Mittel war, sich in den gehörigen Redeton einzustimmen und darin sich fest zu erhalten. Die neuern Redner und Schauspieler hingegen hatten lange Zeit hindurch vor Schochern hiezu kein Mittel weiter, als die Naturanlage ihrer Kehle und Stimme, deren tausendfältigen Gebrauch in der Declamation sie noch nicht hinlänglich kannten und zum Theil jetzt noch nicht alle kennen. Daher griffen sie von jeher, wie noch jetzt häufig geschieht, ihre Redetöne auf gutes Glück, wodurch sie aber im Declamiren mehr rückwärts, als vorwärts giengen und sich wohl gar noch darüber wunderten, daß der Sage nach z. B. Demosthenes seine Stimme in einem Perioden viermal habe verändern können, ohne zu wissen, daß viermal bei weitem noch nicht genug sey, sondern daß man vielmehr als Redner seine Stimme bei der Declamation jedes regelmäßigen Perioden (dergleichen wir nur noch wenige in unsern Reden finden,) wenigstens sieben bis achtmal, im Grunde zwölfmal abändern könne und müsse, weil auch alle Nachsätze und Mittelglieder des Perioden ihren besondern Ton so genau bekommen müssen, daß der Redner, wie der Schauspielkünstler, sich bei der Abstufung eines wirklich vollkommen richtigen Perioden des Vortrags in sieben neue Töne stimmen, mit denselben gehörig abwechseln und also seine Stimme der Tonangabe nach im Declamiren des ganz vollständigen Perioden zwölfmal verändern muß, welches wahrscheinlich auch die alten Redner der Griechen und Römer zu leisten vermochten, aber freilich nicht ohne alle Absetzung mit der Stimme in einem einzigen Athem, welches unmöglich ist, sondern nur in einer natürlichen Tonverbindung aller vier Sätze eines regelmäßigen Perioden.

Wenn daher gemeldet wird: „Demosthenes habe bei dem Neoptolemos gelernt, eine ganze Periode ohne Athemholen zu declamiren und darin seine Stimme viermal zu verändern,“ welches doch höchstens nur bei einem blosen Satze, nicht aber bei einem regelmäßig aus vier Sätzen bestehenden Perioden der Fall seyn konnte, in welchem letztern man vielmehr zwölfmal seinen Stimmton verändern muß; so hat man bei dieser Erzählung einen blosen Satz mit einem Perioden offenbar verwechselt. Den erstern kann auch bei uns jeder Redner und Kunstschauspeler in einem einzigen Athem ohne Absetzung der Stimme und ohne Schöpfung frischer Luft declamiren; einen wirklichen Perioden hingegen kann selbst der vollkommenste Redner nur in einer natürlichen Tonverbindung aller vier regelmäßig abzustufenden Sätze, aber nie in einem einzigen Athem declamiren, welches ganz unmöglich ist und auch nicht von dem Demosthenes geleistet werden konnte. Da nun die alten Redner und Schauspielkünstler der Griechen und Römer nicht nur Perioden kannten, sondern auch dieselben nach ihren vier Haupt- und Nebensätzen, folglich nach ihren Gliedern gehörig zu verbinden und abzustufen wußten, alle neuern Völker aber dieß letztere viele Jahrhunderte hindurch nicht zu leisten vermochten und weder die passenden Kunstausdrücke der griechisch-römischen Declamation kannten, noch die Stimmtöne gehörig zu gebrauchen verstanden; so waren alle neuern Völkern in der Declamirkunst und ganzen Beredtsamkeit bis auf Schocher's Zeiten mehr rückwärts, als vorwärts geschritten, während die Griechen und Römer ihre bestimmten Redetöne kannten, in welchen sie ihre Vorträge hielten, mit ihnen nach Gründen (nach Ursachen und Wirkungen) regelmäßig abwechselten, in Verbindung derselben bis zum Schlußtone jedes Satzes und

Periodens

Periodens herab giengen, folglich auf solche Art ebenfalls ihre Perioden schön abstuften, alle Eintönigkeit (Monotonie) des gemeinen Volkstones sorgfältigst vermieden, mit den Tönen nach bestimmten Ursachen abwandelten und jeden Vortrag Satz für Satz nach Beschaffenheit seiner jedesmaligen Wirkung genau hielten. Wie weit würden es daher die Griechen und Römer nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Theorie der Declamation gebracht haben, wenn sie mit dieser schönen Kunst und mit den Redetönen eben so verfahren wären, wie mit den durch Buchstaben bezeichneten Wörtern und mit den durch Noten bezeichneten musikalischen Tönen, folglich wenn sie die declamatorischen Töne nach Art der musikalischen Töne durch Noten und andere Schriftzeichen, oder wie die lebendige Sprache durch Buchstaben sinnlich anschaulich darzustellen gesucht und dafür ihre Pfeife weggeworfen hätten? — Denn würden wohl alle alten und neuern Sprachen noch bis jetzt zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit, zu dem sie sich durch die Schriftsprache, gleich der Musik durch Notenzeichnungen, wirklich empor geschwungen haben, ohne Schriftsprache, gleich der Musik ohne Notenzeichnungen, oder gleich den übrigen Künsten ohne Zeichenkunst, jemals gelangt seyn? — Gewiß nicht, weil dieß nur durch Schreiben und Schriftzüge überhaupt möglich war, der Sprache, wie der Musik vermittelst der Noten, oder der Mathematik und jeder andern Kunst, oder Wissenschaft durch verschiedenartige Zeichnungen, feste Regeln, Grundsätze und hiedurch ewige Fortdauer zu geben, so daß wir noch jetzt durch dieses zweckmäßige Mittel unter allen auf uns gekommenen alten Sprachen auch die griechische und lateinische Sprache erlernen, sie noch immer wegen ihrer Vollkommenheit und abgemessenen Proportion schätzen, folglich sie durch Lectüre auch auf die

Nachwelt fortpflanzen können, ob sie gleich seit so vielen Jahrhunderten keine lebendigen Sprachen mehr sind. Hätten nun die Griechen und Römer, welche ihre Sprache unter allen Völkern am meisten ausbildeten und melodisch aussprachen, auch die Declamation nach Art der mündlichen Sprache durch Schriftzeichen und nach Art der Tonkunst durch Notenzeichnung zu behandeln gesucht, mithin sich bestrebt, dem Verstande durch sinnlich anschauliche Schrift- und Notenzeichen zugleich, folglich durch sinnlich anschauliche Darstellung der declamatorisch abwechselnden Redetöne, gleich den musikalischen Tönen, eine solche Richtung zu geben, daß der Verstand unter der Vernunftleitung zur Befolgung declamatorischer Regeln sich an feste Begriffe hätte halten, sie denken und sich ihrer durch solche sinnliche Zeichen mit Bestimmtheit jedesmal wieder deutlich erinnern können; so würden schon Griechen und Römer die Declamation ebenfalls als schöne Kunst und Wissenschaft in ihrer Vollendung, gleich den übrigen Künsten und Wissenschaften, größtentheils der Nachwelt überliefert und den neuern Völkern keine Veranlassung gegeben haben, nicht nur die Möglichkeit einer festen Theorie der Declamation zu bezweifeln, sondern auch diese vortreffliche Wissenschaft und Kunst von beinahe mathematischer Gewißheit viele Jahrhunderte hindurch unangebauet liegen zu lassen und lieber im Finstern fortzutappen, als sich einen lichtvollen Weg hierin zu bahnen und ihn zu verfolgen. Denn schon die Sprachlehre der Griechen enthielt den Keim zu einer festen Grundlage des ganzen Lehrgebäudes (Systems) der Declamation, weil sie ihre Vocale nicht etwa, wie wir, Selbstlaute, sondern vielmehr Stimmtöne (Phonienta) nannten; auf diesem Grunde hätten sie auch die vollständig richtige Tonstufenleiter der

menschlichen Kehle und Stimme leicht entdecken können. Allein dieß war nie der Fall, weil sie nicht auf dem richtigen Grunde ihrer Vocale fortbaueten, sondern in dieser Hinsicht ihre übrigens sehr gute Sprachlehre so unvollendet ließen, daß sie auf keine richtige und vollständige Tonstufenleiter nach Art der Musik gelangen konnten. Dieß war also zugleich der Grund, warum auch alle neuern cultivirten Völker, denen übrigens die Griechen und Römer mit Recht als nachahmungswürdige Muster und Vorbilder oder Meister selbst in Ansehung der Sprache dienten, wie sie uns darin als solche noch dienen können, bei ihrer übertriebenen Verehrung, blinden Vorliebe und sclavischen Nachahmungssucht der Alten bis gegen das Ende des 18. Jahrhundertes, in der Declamation keine Fortschritte, sondern Rückschritte thaten, nicht einmal mehr, wie die Griechen und Römer, einen regelmäßigen Perioden nach seinen Haupt- und Nebensätzen oder Gliedern mit einander gehörig zu verbinden und abzustufen wußten, ja nicht einmal die declamatorischen Kunstausdrücke, noch weniger aber die schöne Rundung und declamatorische Abstufung der Perioden genau kannten, sondern vielmehr aus den angeführten Gründen an der Möglichkeit einer vollständig richtigen und festen Theorie der Declamation gänzlich verzweifelten und diese schöne Kunst völlig vernachlässigten, von welcher selbst noch ein Cicero behauptete: „in der Rede sey ein dunkler Gesang und es herrsche in dieser Kunst noch große Dunkelheit!"

Vierte Geschichtsperiode der alten Declamation,

von ihrer Reife an unter Griechen und Römern bis zu ihrem Verblühen, Welken und Abfallen.

§. 88.

Griechenland's und Rom's Freiheit war demnach nicht sowohl die einzig wirkende Ursache des hohen Flors der Declamation in beiden freien Ländern, als vielmehr die Grundbedingung, mit deren Verluste auch die Declamirkunst fiel, weil nun Redner keinen Einfluß mehr auf Regierungsangelegenheiten haben konnten. Denn nach Griechenland's und Rom's Unterjochung entschieden nicht mehr schöne Redner, sondern wilde Krieger mit der Schärfe des Schwerdtes. Zwar erhielt sich die schöne Declamation noch einige Zeit auf dem Theater, vorzüglich in den Mimen; aber sie wurde auch hier von den Pantomimen, Thierhetzen, Naumachien und dergleichen Spectakel bald vertrieben.

§. 89.

Doch auf kurze Zeit entstand sie wieder gleichsam aus ihrem Grabe mit der Ausbreitung des Christenthums, weil noch Funken alter Kraft und Kunst in den ersten begeisterten Lehrern der christlichen Religion übrig geblieben waren und die griechische Nation noch einen Theil des zarten feinen Gehörsinnes von ihren Vorfahren geerbt hatte. Daher soll man noch z. B. dem heiligen Chrysostomus, Ambrosius und Hieronymus in der Kirche Beifall zugeklascht haben, welcher letztere sich aber allmählig so sehr verlor, daß an seiner Stelle das streng verbotene Auspochen ohne Zweifel nöthiger gewesen seyn mag. Als nun vollends

der Norden von Asien sich fast über ganz Europa kriegerisch hinwälzte, wurde mit allen Künsten der Ruhe und des Friedens auch die schöne Declamirkunst unter dem allgemeinen Kriegsgetümmel begraben, weil in jenen Zeiten gegen einen Alarich und Attila nicht viel mit dem Schwerdte, noch weniger mit schönen Reden auszurichten war.

§ 90.

Von Pipin's Rednertalenten und seiner Zeitgenossen z. B. in der Reichsversammlung zu Soissons, oder an andern Orten, schweigt die Geschichte eben so sehr, als von der schönen Declamation der Concilien, auf deren einigen man vielmehr den Glauben durch weit fühlbarere Gründe der Füsse, Knittel und Schemelbeine einzuprägen suchte. Auch bei Karl dem Großen herrschte allein das Schwerdt, wie in dem ganzen Ritteralter, wo man es sogar für Schande hielt, auch nur lesen und schreiben, geschweige denn declamiren zu können, weil man nur mit Faust und Schwerdt drein zu schlagen suchte und die Redner blose Zungenhelden nannte. Hierzu trug der Umstand vieles bei, daß damals der Kirchenglaube theils schon herrschte, theils sich Herrschaft ertrotzte und durch seine Diener erschlich, welche es daher nicht mehr für nöthig fanden, durch schöne Beredtsamkeit zu belehren, zu rühren, zu erbauen, zu bewegen und zu bekehren!

Zweite Hauptepoche
der Geschichte der Declamation.

Neuere Geschichte dieser schönen Kunst, von ihrem Abfallen im Mittelalter an bis zu ihrem neuen Aufkeimen, Grünen und jetzigen Wiederaufblühen.

Erste Periode dieser Geschichte,

von dem Verwelken der alten Declamation im Mittelalter bis zu ihrem neuen Wiederaufkeimen zur Zeit der Kirchenverbesserung.

§. 91.

Wir haben (§. 87.) nicht allein gesehen, daß und warum die neuern Redner und Schauspieler ihre Redetöne aus der Luft griffen und eher rückwärts, als vorwärts schritten, während die Alten sich nach der Flöte stimmten, sondern auch daß und warum die Neuern die Alten verwundernd anstaunten, sie für unerreichbar und unübertrefflich hielten, nicht einmal die Kunstausdrücke mehr kannten und sich dadurch abhalten ließen, in der Declamation Fortschritte zu machen, oder sich in derselben auch nur zweckmäßig zu üben. Sie verstopften sich vielmehr den Weg zu aller wahren Declamation dadurch völlig, daß sie nicht etwa nach Art der Griechen ihre Vocale Stimmtöne, sondern vielmehr Selbstlaute nannten und die Entdeckung der natürlichen Tonstufenleiter der menschlichen Stimme auf Jahrhunderte verhinderten. Denn wem sollte es nun einfallen, eine Tonstuffenleiter aus blosen Selbstlauten zu entdecken, da Selbstlaute noch lange keine Töne der Stimme sind?

§. 92.

Abermals ein warnendes Beispiel des schädlichen Einflusses blinder Auctorität, der Vorurtheile und Nachbeterei! Doch verhinderten zugleich mehrere Umstände selbst noch seit der Wiedergeburt der Wissenschaften und schönen Künste in Europa die Betreibung und Ausbildung der Declamation.

Denn mit der Wiedergeburt der Wissenschaften entstand in Teutschland die Buchdruckerkunst, wodurch auch unsere Schriftzüge zuerst eine festere Form erhielten, wäh-

rend die geschriebenen Buchstaben immer sehr veränderlich und individuell bleiben. Zwar wurden durch die Buchdruckerkunst nun alle Arten von Schriften und Gelegenheiten, lesen und schreiben zu lernen, außerordentlich vervielfältiget; aber man begieng dabei sehr bald den noch jetzt herrschenden Fehler, daß man nicht etwa vorzüglich laut auch für die Bildung des Gehörs, sondern größtentheils nur für sich ganz stumm, nur mit den Augen und mit dem Verstande bei geschlossenen Lippen las, ohne zu bedenken, daß alle schönen Sprachproducte der Geschichte, Rede- und Dichtkunst auch vorzüglich mit für den Genuß des Gehörs und für dessen Verfeinerung bestimmt sind. Allein dieses stumme Lesen eines Schriftstellers verbirgt nicht nur ihm selbst und uns zugleich manche Schönheiten, sondern auch manche in der schriftlichen, wie in der mündlichen Darstellung, begangene Fehler, welche der hiedurch sicher gemachte Autor weder kennen, noch verbessern und vermeiden lernen kann, so daß wir ihm und uns zugleich durch dieses stille Lesen schaden, weil auf solche Art weder unsere Aussprache und Declamation, noch unser Ohr verfeinert, noch unsere Sprache überhaupt mit der Orthographie, Prosodie, Rede- und Dichtkunst, noch weniger aber die Declamation befördert und verbessert werden kann. Gewiß würden alle diese schönen Künste und Wissenschaften vorzüglich in Ansehung des Wohllautes, der Fülle und Rundung des Periodenbaues, so wie des Versbaues, schon längst auch unter uns größere Fortschritte gemacht haben, wenn wir alle und die Schriftsteller ihre eigenen Geistesprodukte selbst laut lesen, oder sich vorlesen lassen wollten, wie ein Schiller, Rammler u. dgl. thaten. Wie geübt, wie fein und zart gebildet würde schon längst unser Gehörsinn, unser Sprachinstrument und un-

sere Aussprache selbst seyn, gleich dem griechischen Ohre, Kunstsinne und Sprachinstrumente *) !?

---

*) Unsere Redner und Dichter sollten daher ebenfalls ihren schriftlichen Vortrag, nach Art der Griechen und Römer, durch den mündlichen verbessern und den erstern in dem jedesmal erforderlichen Grundtone ausarbeiten oder nach ihm componiren. Allein wie selten finden wir diese Eigenschaft bei ihnen? Wie wenige Redner geben ihrer Prosa die Rundung und den Wohlklang, welchen nach griechisch römischer Art Engel allen seinen Ausarbeitungen, oder Rammler seinen geglätteten und abgerundet vollen Versen verlieh? Gleichwohl gehört dieses Geschäft seiner Natur nach für jeden Schriftsteller schöner Geistesproducte, zumal dramatischer Sachen, wo alle Mistöne, Sprünge, stolpernden Worte, Mißverhältnisse der Perioden, der Verse und ihrer Glieder zu einander sorgfältigst vermieden werden sollten, ohne zu glauben, man schreibe hier blos für den Conversationston, der etwa keiner Declamation bedürfe, sondern vielmehr (nach dem gewöhnlichen Ausdrucke) so gesprochen werden müsse, wie jedem der Schnabel gewachsen sey! — Die griechischen und römischen Schriftsteller hingegen lasen ihre musterhaften Werke selbst laut vor, empfanden zuerst selbst ihre Vortheile und Nachtheile für das Ohr, verbesserten ihre Fehler, vermieden sie und schrieben schön gerundete, für das Ohr gefällige Perioden, oder Verse nieder. Da nun der Schriftsteller selbst zugleich der eigentliche Compositeur aller seiner für Declamation bestimmten Werke ist; so muß er die nothwendige Eigenschaft eines guten Styls genau beobachten, nicht nur alle Mistöne oder Fehler gegen den Wohllaut vermeiden, sondern auch in das Ganze Einklang und Eurhythmie verweben, damit alles auch für das Ohr schön vorgetragen werden kann. Freilich vermag jeder Redner und Dichter

Zweite Geschichtsperiode der Declamation,
von Luthern bis auf Schocher.

§. 93.

Unter solchen Umständen konnte außer Luthern, welcher eigene natürliche Beredtsamkeit besaß, auch die Reformation keinen declamatorisch vollkommenen Redner, oder Kunstschauspieler hervorbringen, weil man den Sinn für

---

zuerst nur für seine Stimme am besten zu stylisiren; allein er kann dieß auch nachher im allgemeinen ohne Hinsicht auf die Individualität irgend eines Declamators eben so gut, wie der Tonkünstler z. B. für die Flöte zu componiren vermag ohne Hinsicht auf die Stärke der Brust jedes Flötenspielers. Die aus der Wortbedeutung und dem Gedanken selbst oft entspringende Quantität unserer Sprache (die Länge und Kürze der Sylben) ist demnach weit charakteristischer, als die blose Wortstellung und Begegnung der Buchstaben, wovon z. B. im lateinischen die Quantität der Worte so häufig abhängt und der Declamation oft schadet. Daher sollten unsere Dichter und Redner in ihren schriftlichen Vorträgen auch den Charakter der Empfindung, mit welcher sie empfangen und also auch darzustellen sind, allemal ausdrücken und hiedurch die alten Meisterwerke selbst übertreffen, zumal da in dem poetischen Alterthume zwei feindliche Gesetze (das metrische und rednerische) einander bekämpfen mußten, welches bei uns nicht der Fall ist. Hat der Autor hingegen seinen schriftlichen Vortrag vernachläßigt; so muß der Declamator die Compositionsfehler des erstern, wie der Tonkünstler, im mündlich mimischen Vortrage verbessern, oder doch verschleiern und vermindern, die Härten abrunden, die Sprünge unmerklich ausglätten und den Autor heben, folglich dessen eigentlichen Wunsch befördern, worauf sich aber kein Autor verlassen sollte, weil dieß zu leisten nur der gute Declamator vermag.

dieses Talent und Geschäft allmählig verlor, welches nur noch auf der Bühne mühsam erhalten wurde, weil man bei dem stillen, stummen Lesen ebenfalls mehr auf den Inhalt, als auf den schönen Vortrag sahe und daher mit der schlechtesten mündlichen Darstellung vorlieb nahm, wodurch alle schönen Künste in Teutschland sanken, wie oben gezeigt wurde. Seit dieser Zeit fand man die teutsche Declamirkunst blos auf dem Theater, wo sie unter andern vorzüglich ein Eckhoff, Schröder, Reinike, Fleck, Iffland u. dgl. bis auf uns brachten und eifrige Nachahmer fanden, welche diese Kunst von jetzt an in verklärter Gestalt auch auf die Nachwelt bringen helfen werden. Die Teutschen verstopften sich sogar den einzig noch offenen Weg zur Entdeckung fester Regeln der Declamation und der natürlichen Tonstufenleiter dadurch, daß sie in Verbindung mit dem großen Vorurtheile: „weil die griechische, vollkommen musterhafte Sprachlehre nichts darüber fest setzte, auch nichts Gewisses darüber möglich seyn müsse," nun ganz unbekümmert darum blieben und die Vocale nicht etwa, wie die Griechen, Stimmtöne, sondern sogar Selbstlaute nannten. Wie konnte sich nun vollends jemand einfallen lassen, durch diese Selbstlaute, welche doch noch lange keine Stimmtöne sind, sogar auf eine natürliche Tonleiter unserer Kehle und Stimme zu gelangen? Die neuern Völker und unter ihnen auch die Teutschen thaten also in der Declamation nicht nur keinen Schritt vorwärts, sondern vielmehr rückwärts, indem sie nicht einmal auf dem Standpunkte der griechischrömischen Declamation stehen blieben, in der irrigen Meinung: „wir können hierin nichts vollenden, da es die Griechen und Römer nicht vermochten."

§. 94.

Hätten aber die neuern cultivirten Völker (Franzosen, Engländer, Teutschen, Italiener und Spanier) nicht nur die Sprachlehre, sondern auch das laute Elementiren (Hersagen aller Sprachelemente, aller Vocale und Consonante) in Verbindung mit dem lauten Lesen nach seiner wesentlich natürlichen Beschaffenheit fleißiger studirt, durch dieses Lesen und Declamiren der schönen Sprachwerke aller gebildeten Nationen aber ihr Gehör, ihren Kunstsinn und Geschmack gehörig ausgebildet, folglich zugleich auch auf diesem Wege die Grammatik in declamatorischer Hinsicht theils verbessert, theils erweitert und vollständiger gemacht, an Statt die Sprachlehre noch mehr dadurch zu verderben und sich den letzten Weg zur Entdeckung fester Regeln der Declamation selbst zu versperren, daß sie die Vocale durch einen Misgriff sogar Selbstlaute nannten; so würden auch die Teutschen schon längst vor Schochern (als dem wahren Verbesserer oder Reformator der Declamation in Teutschland) eine vollkommen richtige Tonstufenleiter oder Skala der menschlichen Stimme und eine vollständige Theorie der schönen Declamirkunst entdeckt, verbessert, schnell verbreitet und ausgeübt haben.

Nach der Wiederherstellung der Wissenschaften erhielt sich also die Declamation außer dem Theater auch noch zum Theil in den gelehrten Schulen, in denen die Schüler nicht nur alte Schauspiele des Terenz aufführten, sondern auch wöchentliche Declamationsübungen hatten und Probereden hielten, die aber alle sehr schlecht waren und wenig nützen konnten, weil es noch an guten Mustern und an einer Declamationslehre fehlte. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde besonders die Schauspielkunst theils durch große Meister derselben (z. B. durch Garrik, Eck-

hof u. a.), theils durch Kunstrichter (einen Leßing und Engel) sehr ausgebildet.

Seit dieser Zeit rühmte man vorzüglich von den Teutschen, daß sie auch bei dem Redner mehr auf den Inhalt, als auf die schriftliche und mündliche Darstellungsart seiner Rede sähen, mehr ihren innern Gehalt, als deren Form und nach dem Gehalte auch den Werth einer Sache, oder einer Person schätzten. Dieser Charakterzug der Teutschen, blos von der moralischen und geselligen Seite betrachtet, kann zwar einige Toleranz begründen, welche aber wiederum als Ursache im geselligen Umgange die zarte Eleganz verhindert, welche doch ohne Nachtheil des innern Werthes erreicht werden kann.

Allein dieses gutmüthige Vorliebnehmen mit dem blosen Inhalte, auf den man oft allein Rücksicht nahm und über die äußere Form der Rede hinwegsahe, dabei aber oft auch die ganze Rede übersahe oder nicht achtete, ist vorzüglich in der Redekunst und in allen schönen Künsten eine sehr unzeitige Toleranz von den nachtheiligsten Folgen. Denn nun kommen höchstens nur mittelmäßige Kunstprodukte, Künstler und oberflächliche Beurtheiler zum Vorscheine, welche alles für gut und für vortrefflich halten. Daher ist es in Teutschland wirklich so weit gekommen, daß wir nur wenige große, aber erst im Auslande gebildete Künstler, folglich nichts Nationelles mehr in den schönen Künsten und es sogar aufgegeben haben, große Künstler selbst zu erziehen nnd eine Kunst selbst zu erschaffen. Deswegen ist auch unter allen schönen Künsten vorzüglich die Declamation in Teutschland seit Jahrhunderten so sehr vernachlässiget worden, daß sie noch vor zwanzig Jahren fast ganz verschwunden und aus der Reihe der schönen Künste vertilget zu seyn schien, weil man blos noch

von dem Schauspieler und selten nur von dem Prediger einige wenige Declamation forderte, unter dem Vorwande: „Unser Staat wird durch schriftliche Gesetze und Befehle, „nicht durch rednerische Declamation regiert, so auch un„ser Militair; unsere Processe werden ebenfalls schriftlich „geführt; wozu sollte also auch der Prediger viel Decla„mation brauchen? Wenn er nur vortreffliche Sachen vor„trägt; so sieht man schon über seinen Vortrag hinweg ꝛc." Aber es fragt sich nur: ob man bei dieser Gelegenheit nicht auch über die ganze Predigt, folglich auch über ihren Inhalt mit der Form hinweg sieht? Man hat sogar die gewöhnlich falsche Art zu declamiren den Kanzelton genannt, wie man in der Schreibeart einen Curialstyl (stylus curiae) hat, der freilich eben so wenig elegant ist, als der aus Feierlichkeit und Bequemlichkeit gemischte Kanzelton. — Die Würde der Lehrgegenstände, die Heiligkeit des Ortes und die Erhabenheit des Zweckes lassen den Prediger nur zu oft mit einem Pathos beginnen und die Backen möglichst voll nehmen, welches er in die Länge unmöglich aushalten kann und daher nur zu oft in den sogenannten Leierton verfällt, um sich die Sache zu erleichtern. Die übrigen öffentlichen Reden im Staate kommen selten an Männer, die diesem Geschäfte gewachsen sind, weil man von dergleichen Reden nun auch schon aus Gewohnheit wenig Effect erwartet und sie für leere, obgleich für nöthige Formalitäten hält, für Complimente nach teutscher Sitte. Doch seit etwa zwanzig Jahren hat man nach erlangtem höhern Grade von Geistescultur auch in Teutschland angefangen, darüber anders zu denken, auch von dem Vorleser und öffentlichen Redner jeder Art einen schönen mündlichen Vortrag eben sowohl zu fordern und zu erwarten, als von dem Schauspieler, so daß, wenn

die Noth geböte, jetzt auch schon unter uns gewiß Männer auftreten würden, welche in dem Augenblicke, der die Rede aus dem Stegreife inspirirt, auch die declamatorische Stimme nach dieser Anweisung finden würden, in welcher eine Rede schön gehalten werden muß. Daher hört man auch jetzt weit seltener den alten Vorwurf: „daß z. B. der Schauspieler zuviel declamire!“ Zuviel kann kein Mensch declamiren, wohl aber falsch, unrichtig. Selbst der Unterhaltungs- oder der Conversationston ist eine Art von Declamation, welche eben so mannichfaltig ist, als die durch sie vorzutragenden Gegenstände es sind; so wie jede Art des Styls ihren besondern Charakter hat, eben so besitzt auch jede Declamationsart ihren eigenthümlichen Charakter, dessen richtige Auffassung und durchgeführte Darstellung eben eine gute Declamation heißt! — So stand es vorzüglich noch, als der gute Schocher auftrat, mit dem billig eine neue Geschichtsperiode beginnt, da er eine neue schönere Morgenröthe der Declamation hervorrief, ihr schöpferischer Erfinder, Wiederhersteller und Reformator wurde.

Dritte Geschichtsperiode der neuern Declamation,

von ihrem schöpferischen Erfinder, Wiederhersteller und Reformator Schocher an bis in das erste Viertheil des 19. Jahrhundertes.

§. 96.

Der seit 1810 in seiner Vaterstadt verewigte Herr M. Christian Gotthold Schocher, gebürtig aus Naumburg an der Saale in Sachsen, aufgemuntert durch Cicero's Ausspruch: „nullus orator, nisi grammaticus“ (es

giebt keinen Redner, wofern er nicht Grammatiker ist), hatte nach vollendeten Studien auf der Universität in Leipzig sich mit enthusiastischem Eifer und eisernem Fleiße auf das Studium der Grammatik nicht nur der alten und neuen Griechen, sondern auch der Römer, Teutschen u. s. w. viele Jahre hindurch gelegt, diese verschiedenen Sprachlehren nach mehrern Puncten im Stillen verbessert und vervollkommnet, dabei aber nicht nur den Entschluß gefaßt, ein Redner zu werden, da er ein Grammatiker sey, sondern auch endlich eingesehen: 1) daß und warum die alten Griechen und Römer unter den damaligen Umständen, bei ihrer Erziehung und ihrem fein ausgebildeten Kunstsinne für alles Richtige, Anständige, Gute, Wahre und Schöne, welcher für sie ein hinreichender Probierstein alles Schönen war, weder eine vollständige und feste Theorie der Declamation nöthig hatten, noch besaßen, noch besitzen konnten, 2) daß, wenn sie uns auch eine sichere Theorie wirklich hinterlassen hätten, wir dieselbe dennoch weder für unsere Aussprache und Sprache überhaupt, noch auch für unser Ohr würden nützen können, sondern uns vielmehr genöthigt sehen würden, ein für uns passendes Lehrgebäude oder System der Declamation zu schaffen, zumal da die alten Redner und Kunstschauspieler mehr Praktiker, als Theoretiker waren; 3) daß wir daher zur glücklichen Erreichung dieses Zwecks die Alten, welche auch als Praktiker und Theoretiker in der Declamation ihre großen Fehler bei so vielem Guten und Vortrefflichen hatten, a) nicht blindlings und anstaunend bewundern, sondern nur zweckmäßig benutzen, b) nicht da stehen bleiben dürfen, wo die alten Griechen und Römer stehen blieben, sondern in dieser schönen Kunst vielmehr Fortschritte machen müssen, ohne jemals wieder Rückschritte darin zu thun, wie dieß letztere seit den Grie-

chen und Römern wirklich unter allen neuern Völkern, folglich auch unter den Teutschen geschehen sey. Denn da Schocher, belehrt durch das Studium der Redner, Dichter und Grammatiker, ebenfalls wußte, daß die richtige Aussprache der Grund aller guten Declamation sey; so mußte er nicht nur mit Erforschung der völlig natürlich richtigen Pronunciation der einfachsten Sprachelemente anfangen, sondern auch zur Entdeckung einer ganz natürlich regelmäßigen, stufenweise fortschreitenden Aussprache der Sylben, Worte, Sätze, Perioden und ganzen Reden, oder Gedichte übergehen, vorher aber sich noch die wichtige Frage beantworten: Welche unter allen möglichen Pronunciationsarten ist die einzig richtige, wahre, beste und schönste? Wie, wodurch und wenn ist sie es? Welche eigenthümlich charakteristischen Kennzeichen besitzt sie?

§. 97.

Diese Betrachtungen und Resultate überzeugten Schochern noch mehr von der Wichtigkeit und von der zu einer guten Declamation ganz unentbehrlichen Nothwendigkeit einer vollkommen richtigen und schönen Aussprache oder Pronunciation nicht nur ganzer Reden, Perioden und Sätze, sondern auch der einzelnen Worte, Sylben, Vocale und Consonante. Er sah mit lebhafter Ueberzeugung ein, daß eine solche vollkommen richtige und schöne Aussprache die wesentliche Grundlage der ganzen Declamation und daher von solcher Wichtigkeit sey, daß schon Quinctilian (gewiß einer der scharfsinnigsten Kunstrichter des begeisterten Alterthums) mit Recht kein Bedenken trug, zu erklären: „Schon mit der deutlichen „und vollkommen richtigen Pronunciation selbst der Sprach„elemente, als der eigentlichen festen Grundlage aller gu„ten Declamation, muß in der frühesten Jugend dieser

„Grund

„Grund auf das sorgfältigste gelegt werden, ohne wel„chen sonst alles, was man nur immer auf einem seich„ten Grunde aufführen mag, nothwendig zusammenstür„zen muß." Denn da wir ohne Erwerbung einer völlig richtigen und schönen Aussprache der einzelnen Vocale und Laute auch weder Sylben, noch Worte, noch weniger ganze Sätze, Perioden, Reden und Gedichte völlig richtig, deutlich, wahr und wohlklingend oder schön aussprechen können; so ist eine vollkommen gute Pronunciation unstreitig die wahre und wesentlich nothwendige Grundlage aller schönen Declamation. Daher suchte Schocher vor allen Dingen feste Regeln einer guten Aussprache zu erforschen und aufzustellen, dabei aber vorzüglich mit Entdeckung der Regeln einer vollkommen richtigen Pronunciation der articulirten Töne und Laute unserer Stimme und Kehle (oder der Vocale und Consonante,) als der einfachsten Grundbestandtheile aller lauten Wortsprache, (zum Unterschiede der stummen schriftlichen Wort- und Zeichensprache,) nach Art der Griechen und Römer den Anfang zu machen, wie ich in dem Systeme der Declamation (§. 60 — 67.) gezeigt habe. Denn er fand sehr bald, daß wir ohne genaue Kenntniß der wesentlichen Natur, Beschaffenheit und Wirkung aller Sprachelemente weder ihre Kraft und Schönheit in den Worten, noch ihre Harmonie in den Sätzen und Versen verstehen und hervorzaubern lernen können, worauf sich doch alle Kritik der Redetöne gründet, welche bei den Griechen und Römern daher ein so großes Lieblingsstudium war, daß nicht nur Männer von den größten Fähigkeiten und Würden sich darauf eifrigst legten, sondern auch z. B. unter den Griechen Appollodor blos wegen einer neuen Entdeckung in diesem Fache bei den Olympischen Spielen den Preis

erhielt, Messala hingegen unter den Römern durch eine besondere Schrift blos über einen einzigen Buchstaben sich einen unsterblichen Ruhm erwerben und Quinctilian mit Recht von den Sprachelementen behaupten konnte: „Nicht als ob es schwer sey, die Consonante von den „Vocalen zu unterscheiden, sie in Halbvocale und in „Stumme einzutheilen, sondern weil diejenigen, welche, „so zu sagen, in das innerste Heiligthum dieser Kunst „(der Sprachlehre) eindringen wollen, hier auf viele „Feinheiten stoßen werden, welche nicht blos den jugend„lichen Scharfsinn üben, sondern auch selbst Männer „von der größten Gelehrsamkeit beschäftigen können ꝛc.“ Mit allen Ursachen und Wirkungeu des hohen Flors der ganzen Beredtsamkeit der Griechen und Römer hinlänglich bekannt, wußte Schocher unter andern nicht nur, daß Griechen und Römer mit ihrem melodischen Gehör' und feinem Tactgefühle die schönsten Stellen ihrer besten Dichter und Redner theils selbst vorlasen und declamirten, theils sich dieselben von besondern Vorlesern sogar bei Gastmalen und bei öffentlichen Spielen vorlesen ließen, sondern auch, daß z. B. Plutarch (in seinem Dialoge über die Musik) das vereinigte Studium der Sprache und der Musik auch auf die menschliche Stimme anwendete, indem er behauptete: „der Ton der Stimme ist die Wirkung einer erschütterten Luft, welche dem Gehöre fühlbar wird, Grammatik hingegen die Kunst, durch Linien und Züge die verschiedenen Töne zu bezeichnen und für die Erinnerung aufzubewahren.“ — „So viel thaten (dachte „Schocher) nicht nur die großen alten Griechen und „Römer für ihre schöne Aussprache und Declamation, „welcher nun das in die Natur beider Sprachen sich ver„webte musikalische Gefühl der Griechen und Römer so

„große Feierlichkeit, einschmeichelnde Laute, Grazie und „Schönheit verlieh, daß selbst Cicero verlangte: „die „Perioden müssen im Declamiren einen dunkeln Gesang „(eine gewisse melodische Harmonie) ahnen lassen," son„dern die Griechen und Römer handelten auch nach so „erhabenen Ideen, daß alle Gewalt der Beredtsamkeit „und alle Schönheit der Ausarbeitung (Composition) der „Rede in Prosa, wie in Versen, bei ihnen auf der Red„ner= und Schaubühne einen so hohen Grad von Voll„kommenheit erreichten, welchen sie bis jetzt in keinem „Zeitalter und unter keinem andern Volke wieder erreicht „haben! —" „Wohlan! lasset uns (dachte Schocher) „auch hierin ein Gleiches thun! Lasset uns ihr Beispiel „in der festen Ueberzeugung nachahmen, daß aus einer „solchen festen Grundlage der vollkommen richtigen Pro„nuntiation selbst der Sprachelemente nach sichern Grund„sätzen (dergleichen die Alten weder kannten, noch brauch„ten, weil dieselben in ihrem fein ausgebildeten Gefühle, „Kunstsinne und Gehöre lagen, dergleichen wir aber nicht „besitzen und daher Grundsätze nöthig haben) sich dennoch „gerade ein so erhabenes Lehrgebäude der Declamation „voll hoher Einfachheit, stiller Größe und Schönheit „werde aufführen lassen, als selbst die alten Griechen „und Römer nicht zu errichten vermochten! —"

§. 98.

Alle diese Umstände überzeugten Schochern auf das deutlichste: „daß eigentlich die Sprachlehre die voll„kommen richtige und schöne Aussprache selbst der Vocale „und Consonante angeben solle, daß dieß aber noch in „keiner Sprachlehre völlig geschehen sey, am wenigsten „in der Grammatik der Teutschen, welche die Vocale „nicht einmal nach Art der Griechen und Römer Stimm=

„töne oder Redetöne der menschlichen Stimme und Wort-
„sprache, sondern vielmehr Selbstlaute nennen, folglich
„den Weg zur Entdeckung einer natürlichen Tonstufen-
„leiter unserer Kehle und Stimme versperren, weil sich
„Niemand leicht einfallen lassen kann, aus Selbstlauten,
„die noch immer keine eigentlichen articulirten Töne sind,
„eine Tonleiter zu entdecken und aufzustellen."

§. 99.

Schocher, aufmerksam gemacht, theils durch die Bemerkung, daß die menschliche Wortsprache ihren Elementen nach ein Wechsel von Vocalen und Consonanten oder articulirten Tönen und Lauten, mithin auch von langen uud kurzen Sylben nach Beschaffenheit der darin enthaltenen Vocale sey, deren Ursache ihrer Verschiedenheit in unserer Kehle, Stimme und in den übrigen Sprachwerkzeugen selbst liegen müsse, weil sonst eine völlige Monotonie entstehen würde, theils durch Cicero's sinnvollen und Wahrheit ahnenden Ausspruch: „Die Vocale sind gespannte Saiten, welche auf jede Berührung antworten können," geleitet, fand sehr bald, daß Cicero's Behauptung durch neuere anatomische Untersuchungen bestätiget werde, welche an der Stimmritze der menschlichen Kehle wirklich ausgespannte Stimmsaiten oder gewisse Kehlpunkten gefunden haben, welche durch die sie regierenden Muskeln, worauf die Seele wirkt, ihre verschiedenen Spannungen erhalten, so daß auf diesen ausgespannten Stimmsaiten oder Kehlpunkten nun der aus der Lunge aufgefangene Hauch entweder ein articulirter Ton, oder Laut unserer Stimme werde, daß aber durch alle Bewegungen unserer Sprachwerkzeuge so lange nicht einmal ein Schall, noch weniger aber ein articulirter Laut und Ton der menschlichen Stimme entspringe, als bis erst die aus den Lun-

gen durch die Kehle gestoßene Luft den stummen Laut erst anstimme, tönend mache, oder ihm Leben einhauche, folglich einen doppelt verschiedenen Schall in einem einzigen zusammenschmelze. Hiebei bemerkte Schocher: 1) daß allein in den Tönen unserer Stimme, welche zugleich die innern Empfindungen und Gefühle am vollkommensten auszudrücken vermögen, auch alle Wahrheit, alle individualisirende Schönheit, Verständlichkeit, Wirkung und Rührung der Wortsprache liege; 2) daß die Töne unserer Stimme sich zwar zum Theil in den Lauten verhauchen und jedem Worte den Einklang mit der Gemüthsstimmung des Redenden, oder des Autors geben, aber auch noch nachtönend und über die ganze Rede verbreitet schweben, z. B. bei allen sanft hauchenden Empfindungen der Liebe, Wehmuth, Schwermuth u. dgl., 3) daß überhaupt in jeder Empfindung und Leidenschaft der aus dem vollen Herzen kommende Tonhauch über die articulirten Laute und Worte der Rede hervorquelle, aber die schnelle Aufeinanderfolge der Laute oft diesen Tonhauch in heftiger Leidenschaft so überrassele und überzische, daß wir die Stimmtöne unserer Wortsprache nur noch in einem Aufschrei, Ausrufe, Seufzer, Aechzen, kurz, in jedem unwillkührlichen Tone der Freude, der Traurigkeit, des angenehmen und unangenehmen Gefühls, wodurch die Rede bisweilen unterbrochen wird, ganz allein und völlig rein hören können, in denen schon die ersten Menschen auf der Erde ihre Entzückungen verhauchten, da die Stimmtöne so lange einsam aus dem vollen Herzen fort hallten, bis sich zu ihnen nächst der Geberdensprache auch die Wort- oder Verstandessprache allmählig gesellte, welche nun mit den Gefühlen auch die Gedanken ausdrückte.

Alle diese Bemerkungen überzeugten Schochern

mit Recht, daß die articulirten Stimmtöne oder die Vocale aller Wortsprache zugleich die Töne unserer innern Empfindungen, Gefühle und Leidenschaften, kurz aller innern Rührungen und Gemüthsbewegungen seyen, folglich nach ihrer wesentlichen Naturbeschaffenheit, Wirkung und Anwendbarkeit um so genauer bestimmt, erforscht und angegeben werden müssen, je leichter sonst ein hierin begangener Fehler einen unverbesserlichen Grundirrthum durch die ganze Theorie und Praxis der Declamation verbreiten müsse. Daher suchte er die wesentliche Natur, Beschaffenheit, Wirkung und Anwendbarkeit nicht nur aller menschlichen Sprachfähigkeit, sondern auch aller Sprachelemente selbst möglichst genau zu erforschen, um zu sehen, was etwa die Natur selbst durch Festsetzung gewisser Punkte dafür gethan habe, daß wir alle Sprachelemente vollkommen richtig bilden und aussprechen können.

§. 100.

Geleitet theils durch Cicero's Ausspruch: „die Vocale sind aufgespannte Saiten, welche auf jede Berührung antworten können," theils durch die von neuern Anatomen an der Stimmritze der menschlichen Kehle wirklich entdeckten ausgespannten Stimmsaiten, fand S c h o c h e r sehr bald: 1) daß diese Stimmsaiten durch die sie regierenden Muskeln, worauf die Seele wirkt, ihre verschiedenen Spannungen so erhalten, daß auf ihnen nun der aus den Lungen aufgefangene Hauch entweder ein Ton, oder ein Laut werde, daß aber durch alle möglichen Bewegungen unserer Sprachwerkzeuge so lange nicht einmal ein Schall, noch weniger ein articulirter Laut und Ton entspringe, als bis erst die aus den Lungen durch die Kehle in den Mund gestossene Luft (der Kehlhauch) hinzukomme und dem vorher noch stummen Laute, oder Tone erst Leben einhauche,

ihn anstimme und tönend mache; 2) daß demnach der Grund oder die wirkende Ursache der Verschiedenheit aller Vocale und Consonante in dem natürlich eingerichteten Baue unserer Kehle, Stimme und der übrigen Sprachwerkzeuge selbst so liege, daß die menschliche Stimme (vermittelst der an der Stimmritze unserer Kehle stufenweise nach einander liegenden fünf ausgespannten Stimmsaiten oder Kehlpunkte) entweder articulirte Laute, oder Töne hervorbringen könne; 3) daß es nach dieser Natureinrichtung der menschlichen Kehle und Stimme in unserer Kehle einen Anschlagepunkt, in unserer Stimme aber einen Tonpunkt gebe; 4) daß unsere Stimme, wenn wir sie blos in dem Kehlpunkte anschlagen, blos einen Laut hervorbringe, hingegen einen wirklich articulirten Ton oder Vocal, wenn wir den Laut aus dem blosen Kehlpunkte auch in den Tonpunkt fortführen; 5) daß folglich der Laut nur in dem Kehl- oder Anschlagepunkte, der aus diesem Punkte in den Tonpunkt übergeführte Ton aber aus diesen beiden angeschlagenen Punkten entspringe und bestehe, mithin lang, der Laut oder Consonant aber kurz sey; 6) daß die fünf Anschlage- oder Ansatzpunkte unserer Kehle eben so verschieden, als die fünf Grundvokale (u, o, a. e, i) selbst, seyen, mithin auch nach dieser ihrer Höhe und Tiefe in der Kehle theils nach einander hinauf, theils auf demselben Wege in dieser Ordnung eben so wieder auf folgende Art herunter rücken. Der unterste oder tiefste Kehlpunkt ist der Ansatz- oder Anschlagepunkt von dem tiefsten Vocale u; der zweite über ihm liegende Kehlpunkt aber ist der Anschlagepunkt des Vocals o, der dritte des Vocals a, der vierte des Vocals e, der fünfte des Vo als i, als des höchsten unter allen einfachen Grund- und Nebenvocalen.

Schlägt man nun mit verschlossenen Lippen z. B. auf dem untersten oder tiefsten Kehlpunkte an; so entsteht der Anschlagepunkt des tiefsten Tones u, welcher aber der articulirte Stimmton oder Vocal u noch nicht wirklich selbst ist, sondern nur noch ein tiefer unarticulirter Laut, blos ein tiefer musikalischer Ton, welcher erst zum wirklichen Vocale u wird, wenn man ihn nun auch mit geöffneten Lippen im Tonpunkte u ausspricht, folglich ihn aus dem Anschlagepunkte durch den Tonpunkt führt. Eben so verhält es sich auch mit den übrigen Vocalen o im zweiten, a im dritten, e im vierten, i im fünften oder höchsten Anschlage- und Tonpunkte der Kehle und Stimme nach obiger Versinnlichungsart.

Diese Kehl- oder Anschlagepuncte gehen theils in ihrer Höhe immer stufenweise nach einander in der Kehle hinauf, theils nach ihrer Tiefe in ihr auf demselben Wege in der oben sinnlich dargestellten Ordnung stufenweise wieder herunter. Sie geben uns folglich die allein richtigen Tonstufen oder Staffeln an und liefern uns in Verbindung mit den einfachen Zwischentönen (ü, ö, ae), wovon jeder einen halben Ton über seinem einfachen Grundtone zu stehen kommt, eine vollkommen musikalisch melodische oder natürliche Tonstufenleiter unserer Kehle und Stimme, wie man in dem Systeme der Declamation selbst (§. 68—136.) die Tonleiter nach allen Grundtönen mit der ganzen Pronuntiation der Sylben, Worte und Sätze aufgestellt findet. Eben so gründlich war seine daselbst aufgestellte Lehre von den Accenten, Gefühlstönen, Pausen und Geberden.

§. 101.

Schocher wußte also, daß die alten Griechen und Römer, wegen des für die Harmonie des mündlichen Vortrages höchst nöthigen Festhaltens der redenden Stimme,

(welche oft nicht sinken darf, sondern auf der Staffel eines Grundtones fest halten und sich daher bei dem Sinken sogleich wieder erheben muß,) sich mit einer Flöte den Ton angeben ließen, in welchem sie reden, oder in den sie übergehen wollten. Schocher sahe nicht nur ein, daß Sitte, Sprache, Sprechart und Gewohnheit bei uns einer musikalischen Begleitung oder Lenkung des declamatorischen Vortrags widerstreiten, sondern erkannte auch die Nothwendigkeit eines zu entdeckenden Mittels, welches jene musikalische Leitung (zu welcher selbst die Flöte, als das passendste unter allen musikalischen Instrumenten, sich dennoch nicht völlig schickt, weil die Flötentöne mit den Sprachtönen der Rede nicht ganz gleichartig sind,) nicht blos als Hülfsmittel ersetze, sondern auch seiner Anwendbarkeit nach und noch mehr seiner Natur nach alle musikalisch begleitende Lenkung des declamatorischen Vortrages übertreffe. Durch diese Einsicht geleitet, entdeckte er auf die bisher beschriebene Art durch glückliche Beobachtung der menschlichen Stimme, ihrer Werkzeuge und deren Verrichtungen, unter uns Teutschen zuerst die natürliche declamatorische Tonstufenleiter. Er fand sehr bald, daß unsere Kehle und Stimme, als einziges Sprachinstrument, zugleich auch das nächste, bequemste, leichteste, beste und vollkommen befriedigende Mittel sey, sich hiedurch selbst in den jedesmal nöthigen Ton entweder in Gedanken, oder laut zustimmen und darinn festzuhalten.

Nun erkannte Schocher erst recht deutlich nicht nur die großen Schwächen und Fehler der alten Griechen und Römer in der Declamation, sondern auch die Ursachen, warum sie selbst im Treffen des richtigen Grundtones und im Festhalten desselben noch so unsicher waren, daß sie, weil sie die natürliche Tonstufenleiter der menschlichen Kehle und Stimme noch nicht kannten und gehörig zu gebrauchen

wußten, bei Haltung ihrer öffentlichen Reden sogar einen Famulus hinter sich mit einer Pfeife, oder Flöte zur Tonangabe brauchten, welche nun bei uns kein Redner und Schauspieler mehr nöthig hat, nachdem wir in der Musik weiter, als die alten Griechen und Römer, gekommen sind und im Declamiren eben so gut, wie im Singen, ohne alle musikalisch begleitende Lenkung den jedesmal richtigen Ton treffen und uns in demselben festhalten können. Freilich mußte dieser Famulus der Redner, oder Schauspieler Griechenlands und Roms nicht nur ein zur glücklichen Hervorbringung der so sehr gedrängten Declamationstöne völlig passendes Instrument, sondern auch die zur richtigen Tonangabe nöthige Kenntniß der Declamirkunst besitzen, um zu wissen, daß z. B. die declamatorischen Töne eine solche Gedrängtheit haben, daß in jedem musikalischen Tone eine volle Octave (von acht feinen declamatorischen Melodie- und Modulations- oder Nüanz- und Schattirungstönchen,) folglich mit ihnen gleichsam im Kerne die ganze Rednertonstufenleiter der menschlichen Kehle und Stimme liege. Diese kleinen, feinen Melodie-, Modulations- und Nüanz- oder Schattirungstönchen, an welche sich das Ohr freilich erst nach vieler Uebung gewöhnen kann, war nach Schocher's Einsicht ebenfalls ein zweiter Grund, warum die Griechen und Römer die declamatorische Melodie nicht nach Art der musikalischen durch Noten auf die beschriebene Weise behandeln und bezeichnen lernten.

Die griechisch römische Pfeife, oder Flöte (der Tonangeber) diente also offenbar dem Redner und Schauspieler als bloses Mittel, um sich in den jedesmal zu beobachtenden Ton mit Gewißheit einzustimmen und sich darin zu erhalten. Zwar ist es für den Anfänger bei der Auf-

und Abstufung (Gradation und Degradation) der Stimmtöne nicht leicht, nicht nur den rechten Ton überall genau zu treffen, sondern auch sich darin fest zu halten, wenn er wachsend stärker und mit stets neuer Spannung angeschlagen werden soll, weil man sich ohne hinlänglich erworbene Kunstfertigkeit sehr leicht in einen höhern Ton verlieren kann, da jede Spannung der Stimme den Ton unwillkührlich erhöhet und daher viel Behutsamkeit erfordert, hiebei in dem richtigen Tone fest zu halten, ohne denselben zu überschreiten; allein der geübte Declamator kann sich nach Schocher's Grundsätzen stets in dem richtigen Tone erhalten, ohne einen Tonangeber nöthig zu haben. „Da nun (sagte Schocher) unsere Kehle „und Stimme allein ohne fremde Beihülfe alle Töne „richtig hervorbringen und sich selbst in ihnen fest halten „kann; so bedürfen wir hiezu um so weniger eines musikalischen Instruments, je mehr unsere Kehle und Stimme „selbst der Höhe und Tiefe nach ihren ganz eigenthümlichen „Hauptton besitzt, so daß, wenn wir noch eine Pfeife „hiebei nöthig hätten, jeder Redner und Schauspieler „auch ein blos für seine Stimme passendes musikalisches „Instrument haben müßte. Also weg mit der Pfeife „und Flöte! — Denn das nächste und einfachste Mittel „zur Tonstimmung und Erhaltung darin (unsere Kehle „und Stimme selbst) ist immer das beste, sicherste, leichteste und bequemste, da wir in unserer eigenen Kehle „und Stimme selbst alle declamatorischen Töne wirklich „besitzen. Warum sollten wir nun nicht in ihr allein, „sondern erst noch anderwärts die Töne suchen und unsere „Stimme gehörig gebrauchen lernen? Denn man vermag „nicht nur den Kehlpunkt richtig anzuschlagen, sondern „ihn auch und mit ihm den Ton jeder Zeit in Gedanken deut-

„lich anzugeben oder ihn sich eben so gut, wie in der „Wirklichkeit, vorzustellen, folglich einen ganzen Perio= „den nach seiner ganzen Abstufung und Melodie eben so „wohl für sich in der Einbildungskraft, als in wirklichen „Tönen declamiren zu lernen, gleich dem Sänger, wel= „cher auch in Gedanken, wie in der Wirklichkeit, alle „vorzutragenden Singtöne zu treffen weis.“

„Doch für die griechischen und römischen Redner, „welche diesen allernatürlichsten, sichersten, kürzesten, „nächsten und bequemsten Weg noch nicht entdeckt hatten, „war ein solches Mittel (eine Ton angebende Pfeife) im= „mer besser, als gar keins. Denn aus Noth gedrungen, „ihre Töne nach der Pfeife zu greifen, war diese damals „ihr einziges Hülfsmittel, obgleich nicht das rechte, beste, „natürlich vollkommenste.“

„Allein die neuern Redner und Schauspieler hatten „außer ihrer Naturanlage der Kehle und Stimme, welche „sie nicht gehörig zu gebrauchen wußten und doch die „Pfeife nicht beibehalten konnten, gar kein Mittel, son= „dern griffen ihre Töne auf gutes Glück aus der Luft „und thaten, weil ihnen auch die übrigen declamatorischen „Kenntnisse und Kunstfertigkeiten der Alten mangelten, „eher Rückschritte, als Fortschritte in dieser Kunst.“

„Wie weit würden es daher die alten Griechen und „Römer, welche so viel auf die Bildung ihrer Sprache „und auf die richtige Aussprache derselben wendeten, in „der Theorie und Praxis der Declamation gebracht haben, „wenn sie diese Kunst nach Art der Sprache und Musik „behandelt, sie durch Noten zu zeichnen gelernt hätten? „Gewiß würden sie durch Bezeichnung der declamatori= „schen Töne nach Art der Singstücke und Musik mit dar= „überstehenden Noten zur völligen Einsicht in die Natur

„und Anwendbarkeit aller Redetöne gelangt seyn, hiedurch „aber dem Verstande eine bestimmte Richtung und feste „Regeln gegeben haben, dieselben stets zu befolgen, sich „an feste Begriffe zu halten, sie zu denken und sich ihrer „gelegentlich mit Bestimmtheit wieder zu erinnern. Hie- „durch hätten sie die Declamation als Kunst und Wissen- „schaft vollendet, der Nachwelt ebenfalls überliefert „und der letztern keine Veranlassung gegeben, an dieser „Vollendung der Declamation zu zweifeln und lieber im „Finstern zu tappen, als sich einen lichtvollen Weg zu „bahnen."

„Schon die Sprachlehre der Griechen und Römer „enthielt den Keim zu einer festen Grundlage der theore- „tischen und praktischen Declamation, da beide Völker „die Vocale nicht (wie spätere Völker) Selbstlaute, son- „dern vielmehr ganz richtig Stimmtöne nannten. Bei „weiterer Ausbauung dieses festen Grundes würden sie „sehr bald gefunden haben, daß die menschliche Stimme „entweder als Ton, oder als Laut sich äußern könne und „daß der nur in einem Kehlpunkte angeschlagene Vocal „noch ein bloser Ton sey, hingegen durch Fortführung aus „einem Punkte in den andern ein wirklicher Ton werde, „folglich daß die Vocale bald als Laute, bald als Töne „hervortreten, mithin bald kurz, bald lang seyn können „und also jeder Vocal ein doppelter Laut sey, der aus „einem Anschlage- und Tonpuncte bestehe. Bei näherer „Erforschung der wesentlichen Natur aller Töne und Laute „nach ihrer Höhe und Tiefe würden sie leicht gefunden „haben, daß die Anschlage- und Tonpunkte unserer Kehle „und Stimme eben so verschieden, als die Grundtöne „selbst, seyen und theils nach ihrer Höhe in der Kehle „immer nach einander hinauf gehen, theils in ihr nach

„ihrer Tiefe auf demselben Wege wieder stufenweise her-
„abrücken müssen, folglich daß die fünf Kehl- und Ton-
„punkte die allein richtigen Staffeln oder Tonstufen geben
„und in Verbindung mit den einfachen Neben- oder
„Zwischentönen eine völlig musikalische Octave, mithin
„auch eine natürliche Tonstufenleiter der menschlichen Kehle
„und Stimme entdecken helfen." — „Auf diese Art wür-
„den schon die Griechen und Römer durch eine zweck-
„mäßige Ordnung der Vocale nach ihrer wesentlichen
„Verschiedenheit eine vollkommen natürlich richtige Ton-
„leiter des Redners entdeckt und gefunden haben, daß
„die in Sätzen ausgedrückten Gedanken nicht nur allemal
„einen dreifachen Sinn (einen unvollendeten, halb voll-
„endeten und vollendeten Sinn) besitzen, welcher seiner
„dreifachen Beschaffenheit nach durch drei verschiedene
„Töne ausgedrückt werden muß, sondern auch, daß die
„hiezu nöthigen drei Töne bei öfterer Wiederholung in
„den übrigen Sätzen jedes Perioden eine in der Decla-
„mation (welche Wohlklang beabsichtiget) unausstehliche
„Monotonie erzeugen müssen, folglich daß man zur Ver-
„meidung dieser Eintönigkeit zu jedem neuen Satze eines
„Perioden drei andere Töne zur Unterscheidung und rich-
„tigen Ausdrückung aller vier Sätze oder Glieder eines
„Perioden nöthig habe, mithin bei dem Declamiren eines
„Perioden der Anzahl nach zwar 12 Töne, ihrer wah-
„ren Verschiedenheit nach aber nur sieben neue Töne
„brauche, wie in der Lehre von der Declamation ganzer
„Perioden deutlich gezeigt wird ꝛc." „Hätten nun Grie-
„chen und Römer auch diese Abänderungen und Abstu-
„fungen der declamatorischen Melodie nach Art der Sprache
„und der Musik durch darüber stehende Notenzeichnun-
„gen, wie in Singstücken, anschaulich dargestellt; so

„würden sie uns ein thoretisch und praktisch vollendetes Sy„stem der Declamation, wie von andern schönen Künsten „und Wissenschaften, hinterlassen haben, welches aber „unmöglich war, weil sie nicht auf dem richtigen Grun„de ihrer Stimmtöne weiter fortbaueten, sondern viel„mehr in declamatorischer Hinsicht selbst ihre Grammatik „so unvollendet ließen, daß die letztere zwar den Sach„kenner auch auf eine Leiter führen könnte, welche aber „doch, als Tonleiter betrachtet, der wirklich vollständig „richtigen Tonstufenleiter der menschlichen Kehle und Stim„me so unähnlich ausfallen würde, daß sie niemand als „declamatorische Tonleiter gebrauchen und einführen könn„te. Die neuern Völker hingegen, abgeschreckt durch das „Mislingen der griechisch römischen Declamation, ließen „theils diese schöne Kunst Jahrhunderte hindurch ganz un„angebauet liegen und machten darin eher Rückschritte, „als Fortschritte, theils versperrten sie sich den noch offe„nen Weg zur Declamation vollends dadurch, daß sie „die Vocale sogar Selbstlaute nannten und jeden Redner „verhinderten, den Versuch zu wagen, aus blosen Lau„ten eine vollständige Tonleiter zu errichten und die Gram„matik zu verbessern ꝛc.“

In seinem mündlichen Declamationsunterrichte schärfte daher Schocher zuerst die gute Pronuntiation ein und behauptete mit Recht:

1) Daß die erste nothwendig steife Pünctlichkeit einer solchen gesetzmäßigen Aussprache sich durch häufige Uebung in eine sanft abgerundete, harmonisch schöne Aussprache allmählige verwandeln lasse,“

2) „daß folglich auch der Declamationsschüler, wie „jeder Anfänger irgend einer andern schönen Kunst (z. B. „der Zeichenkunst, Malerei, Bildhauerei, Kupferstecher-

„kunst, Musik und Tanzkunst) zuerst mit der Erlernung „des blos Mechanischen anfangen, mithin nach den Re„geln des Eckigen und Steifen der zu erlernenden Kunst, „bei seiner zweckmäßigen Bildung zur Hervorbringung „schöner Kunstproducte gedachter Art, sich zuerst lange „und fleißig üben müsse, ehe er zur Bildung regelmäßig „sanfter und schön abgerundeter Formenbildungen nach „hinlänglich erworbener Kunstfertigkeit stufenweise mit „Sicherheit übergehen könne."

„Denn, wollte der Declamationsschüler alle diese von „der menschlichen Sprachfähigkeit und ganzen Geistesna„tur selbst auch für ihn wirklich angeordneten Vorübun„gen nicht mit Lust, Freude und Standhaftigkeit stu„fenweise verrichten; so müßte es ihm ebenfalls, wie „z. B. dem Zeichenschüler gehen, welcher nicht zuerst „mit der Erlernung der Formenbildung in geraden und „schiefen Linien, in eckigen Umrissen und Anlagen begin„nen, sondern vielmehr sogleich zur Bildung des Schönen „sanft fließender, abgerundeter Formen schreiten, oder „wenn der Sprachschüler ohne Sprachlehre gründlich „sprechen und richtig schreiben, oder der Tanz- und Mu„sikschüler ohne Erlernung regelmäßiger Vor-, Rück- und „Seitenschritte, oder Treffung einzelner Noten nach dem „Tacte sich sogleich entweder in leicht hinschwebenden Rei„hen von Tänzern, oder unter die Virtuosen in einem „Concerte stellen und mit ihnen fortkommen wollte. Oh„ne hinlängliche Vorübungen würde weder der eine, noch „der andere fortkommen können, sondern, wie der ihm „ähnliche Declamationsschüler ohne hinlängliche Vorübun„gen und erworbene Kunstfertigkeiten, flach und incor„rect bleiben müssen, eben weil solche Schüler ohne „diese erforderlichen Bedingungen und Mittel (ohne

Vor-

„Vorübungen und erlangte Kunstfertigkeiten in dem Mechanischrichtigen) sogleich mit der Bildung des Schönen „überhaupt (als des Resultats großer Vorübungen) anfangen wollten ꝛc.“

„Daher muß auch der Declamationsschüler alle „Sprachelemente, Sylben, Worte und einfachen Sätze „richtig und gut aussprechen lernen, um hiedurch sich zu „dem zusammenhängend schönen, melodisch angenehmen „declamatorischen Vortrage ganzer Sätze, Perioden, Reden und Gedichte aller Art gehörig vorbereiten und auch „hierin sich hinlängliche Kunstfertigkeit erwerben zu „können!“

Lauter goldene Worte für Vorleser, Schauspieler, Redner und Lehrer aller Art, ja für jeden vernünftigen Menschen, der oft nicht glaubt, dergleichen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten jemals nöthig zu haben, welches er doch z. B. als Fürsprecher für sich und andere, als Vertheidiger und Gesellschafter nie wissen und nie völlig entbehren kann, wenn er anders seinen Zweck ganz glücklich erreichen will! —

§. 102.

Auf diese gründliche, faßliche und gediegene Art gieng Schocher mit goldschweren Worten alle Arten von Sätzen, Perioden, Reden und Gedichten durch, zeigte den wohlthätigen Einfluß der von ihm zuerst entdeckten Tonstufenleiter der menschlichen Kehle und Stimme auf die ganze, äußerst wichtige Lehre von den Accenten, von den natürlichen Tönen menschlicher Rede, Empfindungen, Rührungen, Gemüthsbewegungen, Gefühlen und Leidenschaften jeder Art, ferner auf die wichtigen Lehren von den Pausen, von der Temperatur der Stimme, von den Geberden (Mienen und Gesticulationen), endlich auf die

schöne Kunst vollkommen richtig, angenehm zu lesen und zu declamiren in Prosa, wie in Versen, folglich auf die Ideen- oder Verstandesdeclamation, auf die Empfindungs- oder Gefühlsdeclamation und auf die mit beiden Declamirarten verbundene Phantasiedeclamation oder auf die malende Declamation (Malerei der ächten Declamation) durch alle Vorstellungen und Empfindungen hindurch bis zu den höchsten Graden der Gefühle und Leidenschaften. Dabei lehrte er auch die Kunst, alle declamatorischen Töne, Tonabänderungen (Modificationen und Modulationen), Auf- und Abstufungen, Beugungen, Auf- und Abschwingungen der Stimme, selbst die Pausen und den ganzen Rhythmus oder Gang (die regelmäßig abwechselnde Aufeinanderfolge kurzer und langer, betonter und unbetonter Sylben und Worte) der Rede in Prosa, wie in Versen, nach Art der Musik durch Noten zu versinnlichen ꝛc. Die entdeckte Tonstufenleiter hatte daher bei Schochern auch einen sehr wohlthätigen Einfluß 1) auf die Begriffserklärungen von Declamation, Declamirkunst und Wissenschaft, Declamator, Declamatorium u. s. w., 2) auf die Angabe des Gegenstandes, Stoffes, Endzwecks, Quells und höchsten Grundsatzes dieser schönen Kunst, 3) auf die Bestimmung ihres wesentlichen Unterschiedes von allen übrigen schönen Künsten und Wissenschaften, 4) auf die Angabe des Nutzens und Vortheils, des Werthes, der Wichtigkeit und der unentbehrlichen Nothwendigkeit der Declamation für Vorleser, Schauspieler, Redner, Lehrer, Zuhörer und Zuschauer aller Art zur bessern Würdigung und richtigern Beurtheilung der Schauspieler, Redner und mündlichen Darsteller eines jeden Vortrags, 5) auf die Angabe theils der Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften der Declamation, theis der wesentlich nothwendigen Eigenschaften, Fertig-

keiten und Erfordernisse eines vollkommenen Declamators, 6) auf die Eintheilung und ganze Bearbeitung des theoretisch praktischen Systems der Declamation, welches Schocher zwar bei seinen Declamatorien und Privatvorlesungen über Declamation vorzüglich seit 1780 theoretisch und praktisch im Stillen bearbeitete, aber bei seinem Leben damit nicht zu Stande kam, sondern blos darüber als Ankündigung seines Systems eine kleine Gelegenheitsschrift *) herausgab und mit mir verabredete, nach seinen Ideen ebenfalls auf meine eigene Art eine Theorie dieser schönen Kunst, für die er ganz lebte, zu bearbeiten und sein eigenes System, wenn er es ja noch vollenden sollte, vor dem Abdrucke desselben durchzusehen und systematischer zu begründen, als es ihm möglich seyn dürfte. Doch früher durch die Vorsehung von diesem irdischen Schauplatze in höhere Wohnungen abgerufen, hinterließ der gute, wahrhaft fromme und tugendhafte Mann in Naumburg seinen Bekannten das ganze Manuscript darüber, welches zwar vortreffliche Materialien und schön ausgearbeitete Stellen, aber kein fest begründetes und vollständig bün-

*) Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben, und können ihre Arten, Gänge und Beugungen nicht anschaulich gemacht und nach Art der Tonkunst gezeichnet werden? Aufgegeben und beantwortet von (M) Christian Gotthold Schocher. Leipzig, 1791. 4. XII. 20. Seiten. Diese kleine, aber gehaltvolle Schrift giebt über die Zeichnungsart der declamatorischen Töne mehr Belehrung, als alle bisher über Declamation erschienenen Schriften, deren Verfasser in dieser Kunst offenbar noch keine so großen Fortschritte gemacht hatten, als der gute verewigte Schocher. Ruhe sey mit seiner Asche! Denn sein Geist genießt gewiß die verdiente Ruhe! —

diges System enthält, welches ich seit 18 Jahren ausgearbeitet und bereits herausgegeben habe, in der Hoffnung, eine so vollendete Theorie werde für Teutsche weder entbehrlich, noch uninteressant seyn, da sie es sogar für alle gebildeten Völker seyn und mit wenigen Abänderungen ihrer Aussprache für sie ganz brauchbar gemacht werden kann.

§. 103.

Schocher, welcher seit 40 Jahren an seiner Theorie bis an sein Lebensende enthusiastisch arbeitete und wenigstens seit 30 Jahren vorzüglich in Leipzig theils Privatunterricht im Declamiren (vorzüglich Studirenden) mit eingestreueten theoretischen Bemerkungen, theils auch öffentliche Declamatoria gab, machte zuerst den Sinn und das Bedürfniß für Declamation unter uns Teutschen wieder recht rege und so fühlbar, daß man besonders seit zwanzig Jahren anfieng, fleißiger und eifriger, als sonst, sich um Declamation zu bekümmern, Declamatoria zu hören, diese herrliche Kunst mit Liebe zu treiben und sie von Predigern eben sowohl zu fordern, als von Schauspielern. Seitdem fieng diese schöne Kunst in Teutschland vorzüglich an, einige Blüthenknospen zu zeigen und manche Blüthe zu entfalten.

§. 104.

Auch ich lege diese meine geringen Geistesprodukte über Declamation, als ein Scherflein, zum Opfer auf den Altar des Vaterlandes theils mit dem herzlichen Wunsche, daß es tausendfältige Blüthen und reife Früchte tragen möge, theils mit der treuen Ergebung in den Willen der Vorsehung nieder, daß die folgende Periode der neuen Declamation nur mit einem in dieser schönen Kunst wahrhaft eingeweiheten und würdigen Priester, welcher

es auch sey, recht bald beginnen möge, indem ich nur der systematische Bauherr und Baumeister des Lehrgebäudes der Declamation bin.

§. 105.

Wir Teutschen sind in der theoretischen und praktischen Declamation (wie schon zum Theil die Literatur dieser schönen Kunst beweiset) unstreitig weiter, als die übrigen neuern gebildeten Völker, selbst als die Franzosen und Engländer.

1) Denn selbst Sheridan klagt (in seinem bekannten Werke über Declamation) fast auf jeder Seite, wenigstens in jedem Abschnitte und Kapitel über die fehlerhafte Lese-, Lehr-, Sprech- und Declamirmethode der Engländer, während er von der französischen folgende Puncte mit Recht behauptet:

„Doch befinden sich die Franzosen (sagt Sheridan „Theil II. S. S. 116. 117.), welche außer einigen zerstreuten Aufsätzen und gelegentlichen Bemerkungen kein „einziges Werk über Declamation von Bedeutung besitzen, „in der Kunst zu lesen und zu reden nicht mit den Engländern in demselben Falle, obgleich auch ihre Declamation bis jetzt noch unvollkommen ist. Denn ob sie „gleich über ein Jahrhundert zugebracht haben, ihre „Sprache auf bestimmte Regeln zurück zu führen; so „haben sie nicht etwa, wie die Engländer, nur die lebendige Rede oder das wirkliche Sprechen, sondern „blos die todte Schriftsprache ihrer vorzüglichsten Aufmerksamkeit gewürdigt und die Pronunciation, als einen „Theil ihrer Sprache, ziemlich zur Gewißheit gebracht, „obgleich über eigentliche Declamation nie gründlich nachgedacht. Daher haben alle ihre Abhandlungen über „Rhetorik und Beredtsamkeit überhaupt, wie die engli-

„schen, nicht etwa das Sprechen, sondern nur das „Schreiben zum Gegenstande. Die Lese- und Declamir- „methode ist der englischen noch vorzuziehen und von der „letztern wesentlich dadurch unterschieden, daß die Fran- „zosen gewöhnlich ihre Kinder völlig monotonisch lesen „lehren und diese Methode auch stets im Lesen fort bei- „behalten, um durch dieses monotonische Lesen die große „Verschiedenheit der Provinzialtöne und Dialekte mög- „lichst zu unterdrücken.“

„Ob nun gleich diese höchst widersinnige und wider- „natürliche Lesemethode in Frankreich blos aus dem „Grunde des Unterdrückens der Provinzialdialekte für „die einzig richtige gehalten wird; so hat dieselbe doch „den Vortheil, daß von ihr die öffentliche Beredtsamkeit „nicht, wie in England, von der schlechten englischen „Lesemethode, angesteckt worden ist, sondern daß die „französische sich auch blos auf ihr Lesen so beschränkt, „daß die Franzosen bei allem Sprechen, oder bei öffent- „lichen Reden, sich dem freien Gebrauche der ihnen na- „türlichen Mannichfaltigkeit so überlassen, daß z. B. „ihre größtentheils blos aus dem Kopfe sprechenden Pre- „diger und Schauspieler eine lebendigere, mannichfalti- „gere und oft richtigere Declamation haben, als die „englischen, mithin auch natürlich auf ihre Zuhörer und „Zuschauer mehr wirken können, als die englischen.“

Freilich war die gut gemeinte Erfindung dieser zur Unterdrückung der verschiedenen Provinzialdialekte bestimm- ten monotonischen Lesemethode der Franzosen ein armseli- ger Behelf, um hiedurch die Umbildung eines Zweiges der Beredtsamkeit zu bewirken.

Denn diese Methode hat blos ein Uebel an die Stelle des andern gebracht und sogar ein größeres an die

Stelle des kleinern gesetzt, ohne doch im wirklichen Declamiren selbst, als in der Hauptsache, irgend eine nachtheilige Wirkung glücklicher Weise zu äußern, weil hier jeder Franzose seine gewöhnliche Sprache wieder annimmt. Daher behalten freilich auch diejenigen, welche durch Stand und gute Erziehung die Reinheit ihrer Aussprache in dem Umgange mit gebildeten Personen erlernten, dieselbe in öffentlichen Reden eben sowohl bei, als diejenigen Personen, welche unter ungebildeten Leuten, oder doch unter solchen, deren Sprache von Provinzialismen und andern Fehlern wimmelt, erzogen wurden, ihre Fehler auch zu feierlichen Reden und in das ganze Publikum mitbringen.

Bei Vergleichung der englischen mit der französischen Lesemethode findet man sehr leicht, daß die englische ein Verderben in dem Stamme selbst mit sich führe, welches sich sogar in alle Zweige der Beredtsamkeit, selbst in die Parlamentsreden verbreitet, den Baum zum Welken bringt und ihm keine Früchte zu tragen erlaubt, während die französische Lesemethode bei allen ihren Fehlern dennoch im eigentlichen Declamiren keinen nachtheiligen Einfluß äußert, im Grunde weder Gutes, noch Böses wirkt, sondern hier in der Natur und Gewohnheit ihren Gang ruhig fortgehen läßt.

Wir haben schon in dem Systeme der Declamation (§. 146—51) gesehen, daß die französische Lese- und Sprechart nicht nur vorzüglich durch die Pausirmethode, sondern auch durch die Anwendung der beiden übrigen noch allein möglichen Methoden verdorben werde, Worte von blosen Sylben zu unterscheiden und sie entweder 1) durch Pausen, oder 2) durch die Wortaccente, oder 3) durch die Tonabänderung der Stimme, nach Art der Griechen auszuzeichnen.

Denn durch Vereinigung dieser drei Methoden zur Unterscheidung der Worte von blosen Sylben entspringt nothwendig Verwirrung; auch wird die Beobachtung eines richtigen Ebenmaaßes unmöglich gemacht und alle Harmonie der Rede zerstört, weil man widerrechtliche Eingriffe in das Gebiet der übrigen Accente wagt. Die meisten Worte von gleich langen Sylben (zumal in der französischen Sprache) scheinen dabei auf gleiche Weise accentuirt und nur durch Wortpausen unterschieden werden zu können. Allein diese Pausen, welche hier nicht, wie in der Musik, sich genau abmessen und beobachten lassen, sind daher auch unsicher, unbequem und widerlich, die Tonabänderungen hingegen nur dann zuläßig, wenn man sie auf eine harmonisch melodische Tonleiter und Proportion zurückgeführt hat.

Auch die französische Geberdensprache (Mimik) ist im Ganzen um keinen Grad besser, als ihre Tonsprache und als die englische, folglich auch ihre ganze Declamation noch mangelhaft und oft auf Caprise gegründet.

§. 106.

2) Die jetzigen Italiener gleichen in Hinsicht auf Declamation nur noch in sehr wenigen Stücken ihren großen Vorfahren, den alten Römern, da sie ihre ganze Sprache, Lese- und Declamirmethode gänzlich umgebildet haben, welche zwar an Wohlklange und Sanftheit, aber doch nicht an eigentlicher declamatorischer Schönheit gewonnen hat. Ihre Sprache ist noch ein Gemisch von emphatisch accentuirender, obgleich gebildeter Art, während aber ihre Accente, Geberden und Töne größtentheils noch auf Zufall, Gewohnheit und Caprise beruhen.

§. 107.

3) Dieses alles findet noch im weit schlimmern

Grade Statt bei den Schweitzern, welche oft weder rein französisch, noch italienisch, noch teutsch, sondern romantisch (vorzüglich in Graubündten) und ein Kauterwelsch von allen vier Mundarten hören lassen.

§. 108.

4) Die Portugiesen haben mit den Spaniern ihre oft nur halbgebildete emphatische accentuirende Lese- und Sprechart ohne alle Fortschritte bis jetzt eben so wohl beibehalten, als

5) die Amerikaner,

6) die Holländer,

7) Schott- und Irrländer mit den phantastisch declamirenden Quäckern, ferner

8) die Dänen,

9) Polen,

10) Russen und neuern Griechen,

11) die Schweden,

12) Ungarn, Siebenbürgen, Wallachen, Sclavonier, Dalmatier, Croatier, Istrier und Türken,

13) Chineser, Indier, Perser und Syrier.

Beschluß.

Da nun die Teutschen nicht nur eine zum Declamiren (zumal der Verse) weit kraftvollere und geschicktere Sprache haben, als selbst die alte griechische und römische ist, sondern auch nun in dem ersten Systeme der Declamation eine vollkommen richtige Lese- und Declamirmethode besitzen, wodurch sie genöthigt werden, ihre ganze schriftliche und mündlich mimische Sprache vollkommen gut auszubilden, durch Fleiß und Aufmerksamkeit, durch zweckmäßigen Jugendunterricht, durch Vernunft und Natur, durch Verbannung aller üblen Gewohnheiten und Caprisen, durch

Uebereinstimmung in allen Hauptpunkten, durch zweckdienliche Unterrichtsanstalten und durch die für Declamation vortheilhaften Einrichtungen selbst der zu öffentlichen Lehr- und Redevorträgen, oder Schauspielen bestimmten Gebäude, endlich durch Anstellung lauter guter, theoretisch praktischer, vollkommener Declamationslehrer allgemein zu verbreiten, wie die declamatorische Statistik und Physiognomik ausführlicher beweiset; so müssen alle andern Nationen und Völker von jetzt an sich nach den Teutschen in der Declamation richten, auf dieselbe zweckmäßige Art ihre ganze Sprache ausbilden, alle zweckdienlichen Mittel und Wege benutzen, alle für Declamation vortheilhaften Einrichtungen treffen und vorzüglich mit zuerst gute Declamationslehrer, die das ganze Erziehungsgeschäft, die Sprachbildung und die für Declamation vortheilhaften Einrichtungen dirigiren, anzustellen suchen. —

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

H. Heinrich
BUCHBINDEREI EINRAHMUNGEN
84056 Rottenburg

6/98